



PHOENIX-RHEINROHR

WERKMÄNNER AN RHEIN UND RUHR / Unsere Gemeinschaft in Wort und Bild / Postverlagsort Düsseldorf • Nur für Betriebsangehörige

23

SEPTEMBER
1 9 5 8

wichtig — interessant

Die neuen Sammelmappen für die Werkzeugzeitung werden Anfang Oktober an die Verteilerstellen in Düsseldorf, Mülheim und Ruhrort ausgeliefert. Bestellungen erfolgen, wie auch in den vergangenen Jahren, auf Bestellkarten und Bestelllisten. Der Preis beträgt wiederum eine DM.

3500 Tonnen Stahl werden für den neuen Fernsehsender in Tokio gebraucht. Mit 350 m ist dieser Mast noch 50 m höher als der Eiffelturm.

Die Erdölbohrinsel, die von der Gutehoffnungshütte gebaut wurde und in den Gewässern vor der Insel Trinidad eingesetzt werden soll, ist nach einer glücklichen Fahrt an ihrem Bestimmungsort angelangt und wird dort zum Einsatz vorbereitet. Die Beine der Insel bestehen aus Blechen von Phoenix-Rheinrohr (Siehe unseren Bericht in Heft 20).

Spitzenergebnisse erzielen konnten bei der diesjährigen Zwischenprüfung der Wirtschaftsvereinigung Eisen und Stahl drei Lehrlinge unseres Unternehmens. Siegfried Abel wies mit 114 Punkten die besten Leistungen aller Teilnehmer auf. Bernhard Weber erreichte 105 Punkte und Sigrid Schreiner 100,5 Punkte. 489 kaufmännische Lehrlinge des dritten Lehrjahres nahmen an dieser Prüfung teil. Von 120 erreichbaren Punkten erzielten die männlichen Lehrlinge einen Gesamtdurchschnitt von 89,6 Punkten, die weiblichen von 69 Punkten. Aus unseren Werken machten 49 Lehrlinge mit.

Eine Kartellvereinbarung haben jetzt die Thomasphosphathersteller beim Bundeskartellamt mit dem Ziel der Rationalisierung angemeldet. Kartellträger ist der Verein der Thomasphosphatfabriken, die Durchführung der Geschäfte wurde der Thomasphosphatfabrik GmbH Düsseldorf übertragen. Neben der Phoenix-Rheinrohr AG sind Kartellmitglieder die August Thyssen-Hütte, die Dortmund-Hörder Hüttenunion, die Hoesch-Westfalenhütte, Hüttenwerk Oberhausen, Hüttenwerk Rheinhausen, Hüttenwerk Salzgitter, Klöckner-Hüttenwerk Haspe, Mannesmann-Hüttenwerke und die Wintershall AG. Ziel des Kartellvertrages ist es, den Absatz der gesamten zollinländischen Erzeugung der Mitglieder an gemahlenem und ungemahlenem Thomasphosphat für Düngemittel zu lenken. Dasselbe gilt für die Erzeugnisse, die aus dem Thomasphosphat hergestellt werden.

So beschäftigen sich viele Jungen in diesem Monat. Die Schwester hielt die beiden bei ihrer Arbeit im Bild fest



2
4
6
8
10
12
14
16
18
20
22
24

Was die Redaktion zur 23. Ausgabe zu sagen hat

- 1 Ein Staubsauger — fast geschenkt
- 4 Magengeschwüre — wie man sie pflegt und züchtet
- 5 Wir sind im Bilde über die wichtigsten Ereignisse
- 6 Rund 100 000 DM Mehrausgaben entstehen jährlich durch Lohnpfändungen
- 7 Kleine Fehlentscheidungen können große finanzielle Sorgen bereiten
- 8 Die freie Aussprache — Hier kann jeder seine Meinung sagen
- 9 Schlanke Stahlrohre gestalten moderne Fassade
- 10 Der Wundervogel Phoenix auf den Briefmarken der Welt
- 11 Die größten Konverter der Welt werden in Ruhrort montiert
- 12 Schwieriger Transport wurde gut bewältigt
- 13 Neues Blasstahlwerk — moderner, leistungsfähiger, sicherer
- 14 Erfreuliches und Sorgenvolles aus dem Werk Thyssen
- 15 Blutspender sind Lebensretter
- 16 Steckenpferde am Start und losgelassen
- 17 Der Verbraucher ist nicht immer der Dumme
- 18 Können wir in der Technik noch Menschen bleiben?
- 19 Über die Freiheit des Menschen an seinem Arbeitsplatz
- 20 50, 40 und 25 Jahre im Dienst von Phoenix-Rheinrohr
- 21 Die kleine Werkzeugzeitung — lebendig, aktuell, betriebsnah
- 22 Unser Werksorchester erhielt zwei erste Preise
- 23 Für Sie gezeichnet und fotografiert

Eine idyllische Bachpartie

HERAUSGEBER

PHOENIX-RHEINROHR AG

Verantwortlich: Hüttendirektor Karl Schiewerling • Redaktion: Eduard Gerlach, Hauptverwaltung Düsseldorf, Ronsdorfer Straße 130-180, Telefon 82 41, Nebenstelle 359 • Werk Thyssen, Mülheim 44 34, Nebenstellen 48 40/45 60 • Werk Ruhrort, Duisburg 4 44 71, Nebenstelle 62 34 • Druck: Gebr. Hermes, Düsseldorf • Klischees: Fröbus, Köln

Auflage: 44 000

Titelfotos: Dipl.-Ing. Kurt Ernst, Farbstudio Hermann Harz

Schwarz-Weiß-Aufnahmen: Baßfeld (1), DEMAG (4), Hülskens (1), Dr. Wolff und Tritschler (1), Zimmermann (1), Blohm & Voss (1), Contipress (1), Goch (1) und Werkfotos

Zeichnungen: Hermann Bock, Karl-Heinz Schwarz und Heinz Sonntag



UNSER TITELBID

zeigt einen Ausschnitt des Atomiums auf der Weltausstellung in Brüssel. In der Kugel rechts sind auch Werkstücke der Phoenix-Rheinrohr AG ausgestellt

Liebe Leserin und lieben Leser!

Ein Schnippchen geschlagen hat der September allen Wetterpropheten. Sie hatten von einem „abnormen Sommer 1958“ gesprochen. Und der Sommer brachte auch Unwetter, wie es sie seit vielen Jahren nicht mehr gegeben hat. Es gab selbst im Monat August für sehr viele Urlauber fast nur Regen — wenigstens in ihrer Erinnerung an die Ferientage, mit denen sie nicht zufrieden waren. Fast jeder glaubte, daß er früher schöneres Sommerwetter gehabt habe. Der September hat uns all das an Hitze und Sonne beschert, was uns die Monate vorher schuldig geblieben sind. Und mancher hat die Prospekte seines Reisebüros noch einmal hervorgekramt und sie ein wenig wehmütig vielleicht neu durchstudiert. „Ja, wenn ich erst jetzt meinen Urlaub nehmen und in den Schwarzwald, in die Alpen oder nach Italien fahren könnte, dann würde ich so aufregende Ansichtskarten schreiben, daß die Kollegen und ihre Frauen vielleicht doch noch vor Neid platzten!“ Aber es gilt jetzt nicht, dem Urlaub nachzutrauern, sondern zu erkennen, daß man das Gute, was man zu Hause besitzt, oft erst im Urlaub richtig schätzen gelernt hat — das eigene bequeme Bett, den Kreis vertrauter Gesichter und die Ordnung eines festgefügtten Haushaltes und einer Arbeitsstätte, die einem wieder für ein ganzes Jahr Auskommen und vielleicht auch Zufriedenheit gibt. Im stillen rechnet man auch damit, daß die Zeit der Aushilfen und der Umsetzungen, mit denen sich ein Teil unserer Betriebe in den letzten Monaten geholfen hat, langsam abklingt. Bei Phoenix-Rheinrohr ist es bisher nicht zu Entlassungen und Kurzarbeit gekommen, und man hofft, daß es in Zukunft auch nicht dazu kommt. Jedem, der aus dem Urlaub zurückkehrt, zerstört das Einerlei der täglichen Arbeit jäh die Ferienträume. Man lebt bei uns nicht „im sonnigen Süden“, dessen wird man sich schnell bewußt; und nun heißt es, dafür zu sorgen, daß sich die Klammern des Alltags nicht wieder allzu jäh und hart um Herz und Hirn legen. Jeder sollte es vorerst wenigstens spüren, daß man sich für ein ganzes Jahr erholt hat. Ed. Gerlach

»Ein Staubsauger – fast geschenkt«

Die Bearbeitung der Lohnpfändungen erfordert jährlich Mehrausgaben von rund 100 000 DM
Kleine Fehlentscheidungen können große finanzielle Sorgen und viel Ärger verursachen

„Einen Staubsauger brauchen Sie sicher, und geschenkt ist er fast bei diesem Preis, Frau Müller“, lockte der Vertreter nach einer eindrucksvollen Vorfüh-



rung. „Und das in 12 Monatsraten! Bei dem Lohn Ihres Mannes können Sie sich das doch bestimmt erlauben.“

Frau Müller, die schon mehrere Ratenverpflichtungen eingegangen ist, überschlägt kurz ihren Haushaltsplan und glaubt, auch diese Raten noch aufbringen zu können. Halb gewonnen ist sie schon durch den letzten Satz des Vertreters, und als dieser noch etwas von Lebensstandard erzählt und erklärt, daß es auch gar nicht darauf ankomme, wenn eine Rate mal nicht gezahlt werde, unterschreibt sie den Kaufvertrag.

Ist auch ihr Ehemann aus diesem Kaufvertrag verpflichtet? Selbstverständlich! Nach den Bestimmungen des Bürgerlichen Gesetzbuches ist die Ehefrau berechtigt, innerhalb ihres häuslichen Wirkungskreises die Geschäfte des Ehemannes für ihn zu besorgen und ihn zu vertreten. Kaufverträge, die sie im Rahmen ihrer Haushaltsführung abschließt, gelten als im Namen des Mannes geschlossen. Daran hat das inzwischen verkündete Gleichberechtigungsgesetz, das am 1. Juli 1958 in Kraft trat, nur geändert, daß evtl. auch die Ehefrau aus den von ihr abgeschlossenen Verträgen belangt werden kann.

Ein Grund zur Besorgnis besteht jedoch nicht, denn die Raten werden von Frau Müller pünktlich gezahlt, bis Klein-

Fritzchen, der hoffnungsvolle Sprößling der Familie und angehende Fußballstar, abends mit Schuhen heimkommt, die diese Bezeichnung nicht mehr verdienen. Der beste Flickschuster würde sich vergebens bemühen, sie für die ihnen zugedachte Funktion brauchbar zu machen. Also müssen neue Schuhe her. Preis: DM 24,50. Im Haushaltsplan ist jedoch kein Posten dafür vorgesehen. Frau Müller erinnert sich aber an die Worte des Vertreters, daß es nicht darauf ankomme, wenn eine Rate mal nicht gezahlt werde, und unterläßt die Absendung der nächsten Rate.

Das Geld ist ja auch nicht mehr da. Dabei denkt Frau Müller nicht daran, ihren Gläubiger um einen kleinen Aufschub zu bitten. Als dieser die Unverschämtheit besitzt und mahnt, unterbleibt als gerechte Strafe auch die nächste Überweisung. Der nach weiteren Mahnungen ins Haus flatternde Zahlungsbefehl wird von Frau Müller sofort in den Ofen geworfen, damit ihr Mann, der noch ahnungslos ist, nichts erfährt. Erst als der Gerichtsvollzieher erscheint, wird Frau Müller blaß, beruhigt sich jedoch bald wieder, nachdem der Gerichtsvollzieher das Radiogerät, für das nur noch die letzten 15 Raten ausstehen, anscheinend übersieht, den Staubsauger nicht vorfindet und unverrichteterdinge wieder abzieht. Frau Müller könnte ja eigentlich wieder die Raten bezahlen. Aber jetzt soll der Gläubiger erst recht noch warten. Sieht er doch, daß bei ihr nichts zu holen ist. Außerdem hat sie sich inzwischen einen Mantel gekauft — auf Raten natürlich. Ein paar Tage später bringt der Post-

bote ihr einen Brief ins Haus, mit Zustellungsurkunde. Angstvoll öffnet sie den Umschlag — es ist ein Pfändungs- und Überweisungsbeschluß, der den Lohn des Mannes beim Werk mit Beschlagnahme belegt. Jetzt kann sie die Sache ihrem Manne nicht länger verheimlichen. Der platzt natürlich, und es kommt zu einem handfesten Ehekrach, der am nächsten Tag fortgesetzt wird, als man feststellt, daß das Werk einen so hohen Betrag vom Lohn des Herrn Müller einfach eingehalten hat — mehr als die vereinbarten Raten.

Muß denn das Werk Geld vom Lohn einbehalten? Kann es nicht einfach die Lohnpfändung zurückgehen lassen?

Diese Fragen erübrigen sich eigentlich beim Durchlesen des Textes des Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses von selbst. Verboten doch das Gericht dem Werk, den pfändbaren Lohnanteil dem Schuldner auszuzahlen. Dieser Anordnung des Gerichts kann sich das Werk nicht widersetzen. Täte es das doch, müßte es in dieser Höhe an den Gläubiger noch einmal zahlen.

Aber wie hoch ist der pfändbare Lohnanteil? Darf denn da das Werk nicht großzügig verfahren? Großzügig natürlich für Herrn Müller? — Das Werk hat ein Interesse daran, daß Herr Müller so viel in die Lohntüte bekommt, wie er verdient hat. Wenn es die Möglichkeit hätte, würde es überhaupt nichts oder nur wenig einhalten. Aber auch die beim Kauf vereinbarten Raten gelten nicht mehr für die Lohnpfändung.

Fortsetzung Seite 6



Und eines Tages geht das Gewitter los! Frau Müller hatte die Ratenkäufe ohne Wissen ihres Mannes getätigt. Der platzt aus, als man ihm den Pfändungsbetrag vom Lohn abzieht

Magengeschwüre – wie man sie pflegt

Bleiben Sie morgens mindestens 15 Minuten länger liegen als Sie es sich erlauben können. So können Sie sich in aller Hast ankleiden und frühstücken, während Sie Ihrem Zug oder Bus nachlaufen.

Wenn Sie dann atemlos und gehetzt Ihr Verkehrsmittel erreicht haben, schimpfen Sie über die schlechte Organisation, die Fülle, die Rücksichtslosigkeit der Mitreisenden und die Unhöflichkeit des Schaffners.

Im Betrieb angekommen, pflegen Sie diese gereizte Stimmung. Suchen Sie nach Fehlern und weisen Sie irgend jemanden zurecht.

Reden Sie sich ein, daß die ganze Last des Betriebes allein auf Ihren Schultern liegt, und keiner Ihnen davon etwas abnehmen und es besser machen kann.

Regen Sie sich über jeden kleinen Zwischenfall maßlos auf. Wenn Sie auf eine Telefonverbindung oder auf einen Mitarbeiter warten müssen, warten Sie mit besonderer Ungeduld. Schauen Sie alle paar Sekunden auf die Uhr oder trommeln Sie nervös mit den Fingern.

Sagen Sie Ihren Mitarbeitern nur das Allernotwendigste. Erledigen Sie auch einfachste Routinevorgänge selbst, damit Ihnen niemand in die Karten schauen kann. Je mehr nebensächliche Arbeit Sie sich selbst aufladen, um so gehetzter kommen Sie sich vor. Und um so gereizter werden Sie.

Schaffen Sie eine gespannte menschliche Atmosphäre. Spielen Sie die Mitarbeiter gegeneinander aus. Kritisieren Sie scharf, aber spenden Sie möglichst wenig Anerkennung. Wenn es gar nicht zu vermeiden ist, dann fügen Sie wenigstens hinzu: „...aber wenn Sie so oder so vorgegangen wären, hätten Sie es noch viel besser machen können.“

Empfehlenswert ist es auch, den Mitarbeitern zehn Minuten vor Schluß noch wichtige Arbeiten zu geben, die unbedingt noch fertiggestellt werden müssen. Es gibt kaum ein sichereres Mittel, um Gereiztheit und Auseinandersetzungen hervorzurufen.

Nehmen Sie auf jeden Fall Arbeit mit nach Hause. Sie werden zwar sicherlich nichts mehr tun, aber Sie erhalten sich dadurch auch am Feierabend das Gefühl der Überlastung und Unentbehrlichkeit.

Wenn es Ihnen jetzt noch gelingt, die am Tage sorgfältig kultivierte Gereiztheit auch im Familienkreis zu erhalten und mit den Kindern zu schelten oder eine Auseinandersetzung mit Ihrer Frau in die Wege zu leiten, dann haben Sie alles getan, um recht bald die besten Magengeschwüre weit und breit zu bekommen und auch zu pflegen.

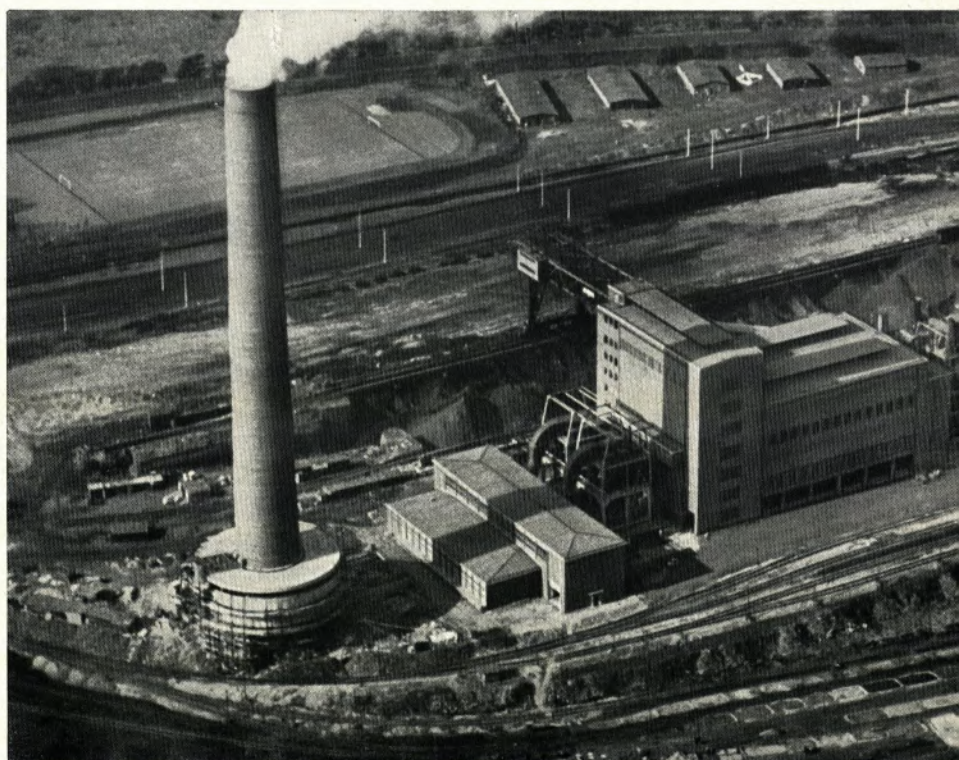


Am 27. August lief der Massengutfrachter „MS Rhenania“, ein Schwesterschiff der „Amelie Thyssen“ und der „Montania“, auf der Werft von Blohm & Voss vom Stapel. Die „Rhenania“ hat wie die beiden zuvorggebauten Schiffe eine Ladefähigkeit von 15 540 Tonnen und eine Antriebskraft von 6 650 PS



„Ich habe auch noch Verpflegung für drei Tage mitgebracht. In dieser Zeit hoffe ich doch, einen Termin beim Chef zu bekommen“

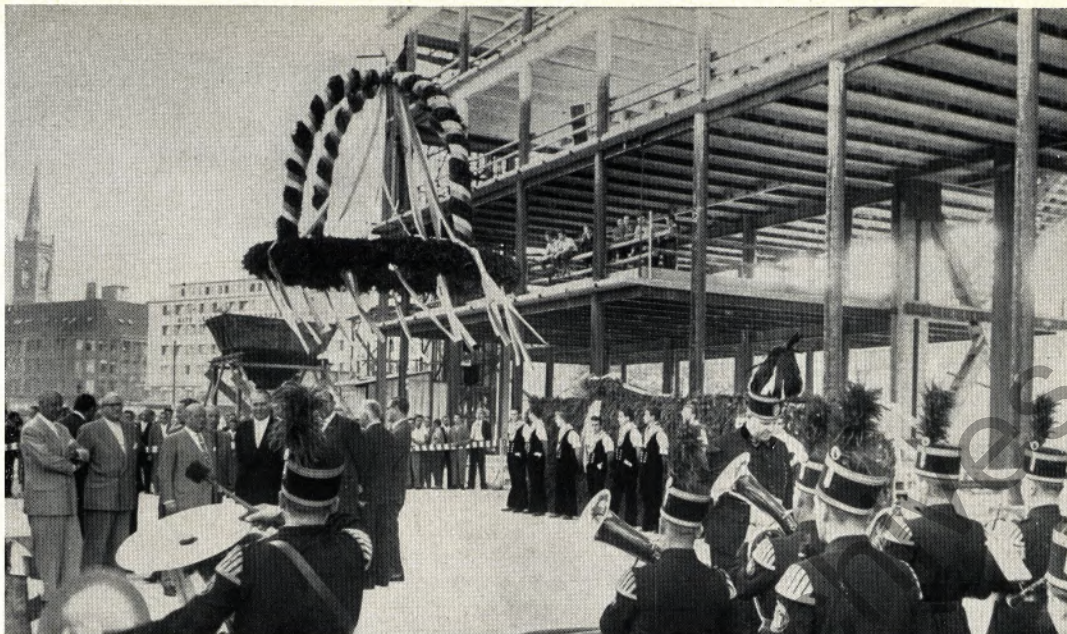
Dieses Luftbild gibt uns einmal einen Gesamtüberblick über die Sinteranlage auf dem Schlackenbergl Düppel in Meiderich (siehe hierzu auch unsere Berichte in den Ausgaben 15 und 19). Links im Bild



Wir sind

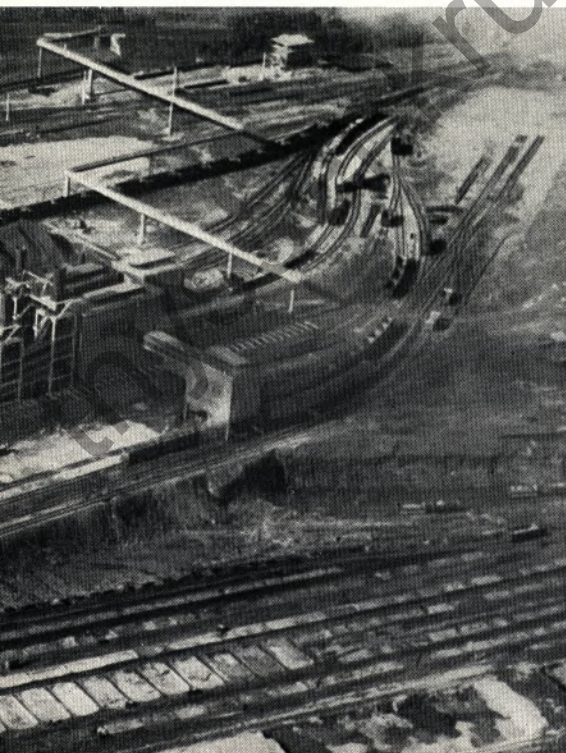
»im Bilde«

Ein Richtkranz (Bild oben) von der Größe eines kleinen Hauses und rd. 800 kg Gewicht krönte am 5. September nach einer kurzen Feierstunde unser neues Verwaltungsgebäude in Düsseldorf. Der erste Spatenstich war am 18. Juni, die Grundsteinlegung am 3. Oktober 1957 erfolgt. Im Herbst nächsten Jahres soll der Innenausbau und vor Weihnachten der Einzug vollzogen sein. Hüttendirektor Dr. Brandt dankte allen, die am Zustandekommen des Hochhauses mitgewirkt haben und erklärte, er betrachte das schöne Wetter beim Richtfest als ein gutes Zeichen für den Fortgang des Baues, bei dem es bisher keinen Unfall gegeben habe, und für die weitere Entwicklung des Unternehmens. Im selben Sinne war auch der Richttrunk (Bild unten) gedacht. Der Neubau ist mit 94,72 m das höchste Bürohaus Nordrhein-Westfalens. Das Hochhaus wird eine Klimaanlage und 3000 Fenster erhalten, die aber nicht zu öffnen sind.



erkennt man den außergewöhnlichen Waschkauenbau um den Kamin herum. Freigegeben durch den Reg.-Präs. in Düsseldorf Nr. 192

Mit besonderem Interesse betrachten Bundespräsident Prof. Heuß und Prof. Schwippert (links davon) den Korbogeboden, den Phoenix-Rheinrohr auf dem deutschen Ausstellungsgelände in Brüssel zeigt



Kette der Pfändungen reißt nicht ab

Manchem steht das Wasser inzwischen schon bis zum Hals | Fortsetzung von Seite 3

Durch den Zahlungsverzug des Schuldners Müller ist — nach den Geschäftsbedingungen des Gläubigers sowie nach dem Abzahlungsgesetz — der gesamte Rest der Schuld auf einmal fällig geworden. Das Werk hat also den gesamten pfändbaren Lohnanteil, der genau errechenbar ist, einzubehalten und dem Gläubiger zu überweisen.

Der pfändbare Betrag richtet sich nach dem Nettoverdienst. Von diesem Nettoverdienst sind monatlich 169 DM und $\frac{3}{10}$ von dem Mehrbetrag dem Schuldner zu belassen, dazu $\frac{2}{10}$ für den ersten Unterhaltsberechtigten und je $\frac{1}{10}$ für jeden weiteren.

	DM	DM
Herr Müller, der monatlich netto		400,—
verdient, behält also für sich	169,—	
und $\frac{3}{10}$ des Differenzbetrages zwischen 169 DM und 400 DM ($\frac{3}{10}$ v. 231,—)	69,30	
für seine Ehefrau $\frac{2}{10}$ des Differenzbetrages zwischen 169,— und 400,— DM	46,20	
und für Fritzchen $\frac{1}{10}$ des Differenzbetrages zwischen 169,— und 400,— DM	23,10	
Insgesamt bleibt in der Lohntüte des Herrn Müller ein Betrag von	307,60	
während der Rest von dem Gläubiger überwiesen wird.	92,40	

Bei Unterhaltspfändungen gilt diese Regelung nicht. Der pfandfreie Betrag wird in diesen Fällen vom Gericht ziffernmäßig genau festgelegt.

Doch zurück zu Frau Müller. Sie muß also, da der gesamte pfändbare Lohnanteil an den Gläubiger abgeführt wird,

mit einem geringeren Einkommen als bisher auskommen. Daß aber die Raten für die übrigen Gläubiger nicht eingehalten werden können, ist durchaus einleuchtend. Innerhalb von sechs Wochen laufen beim Werk weitere Lohnpfändungen für Herrn Müller ein.

Die gesamten Kosten der Pfändungen zusammen ergeben einen Betrag, der für einen — ach, so notwendigen — Anzug des Herrn Müller ausreichen würde. Hätte Frau Müller rechtzeitig ihren Gläubiger darum gebeten, mit einer Rate aussetzen zu dürfen, wieviel Ärger, Unannehmlichkeiten, Streit und Arbeit hätten sich vermeiden lassen.

Aber nicht nur diese Gleichgültigkeit ist vom Übel. Die Übernahme von Verpflichtungen, die aus dem künftigen Lohn zu erfüllen sind, muß immer fehlschlagen, wenn nicht eine gewisse Reserve für die Zufälligkeiten des Lebens mit eingeplant wird, mag das Einkommen groß oder klein sein.

Wenn vorstehend anhand eines recht anschaulichen Beispiels die Auswirkung von Abzahlungskäufen, die unbedacht vorgenommen wurden, zur Darstellung kam, so bestätigt eine in der Tat negative Bilanz der Praxis, daß die Kette der Lohnpfändungen nicht abreißt, wenn sie einmal begonnen worden ist. Bei einer Belegschaftszahl von über 30 000 Menschen in unserem Unternehmen kann schon ein Überblick gewonnen werden, der erstaunliche Perspektiven eröffnet. Vor wenigen Monaten noch betrug die Anzahl der Gesamtpfändungen an die 1800, wobei sich die normalen und die Unterhaltspfändungen als Hauptgruppen herauskristallisierten.

Normale Pfändungen liegen dabei zahlen- und betragsmäßig weitaus an der Spitze, Unterhaltspfändungen machen jedoch nur einen geringen Prozentsatz der Gesamtpfändungen aus. Die Summe der Pfändungsbeträge beläuft sich in dem gleichen Bezugszeitraum auf mehr als 500 000 DM.

Gegen einzelne liegen zehn bis zwanzig Lohnpfändungen vor; so sehr sind sie im Laufe der Zeit in finanzielle Schwierigkeiten geraten.

Normale Pfändungen beruhen zu einer großen Zahl auf einem oder mehreren sogenannten Ratenkäufen, die als Kreditkäufe recht hohe, oft nicht eingeplante Zinszahlungen verursachen.

Wie schon in früheren Ausgaben der Werkzeitung berichtet, ergibt sich die im Endeffekt sehr hohe Zinszahlung ganz einfach aus der Handhabung für die

Berechnung des absoluten Zinses. Als Berechnungsgrundlage für die Zinszahlung bleibt bis zur Abdeckung der letzten Rate der Gesamtschuldbetrag bestehen, so daß nicht Zinsen von dem Restschuldbetrag, sondern von dem Anfangsschuldbetrag berechnet werden. Soweit Ratenzahlungen pünktlich geleistet, d. h. in das jeweilige Haushaltsbudget eingeplant werden, ist gegen



sie — mit Ausnahme des Einwandes gegen einen sehr teuren Kredit — nichts zu sagen. Schwierig wird jedoch die Situation, wenn aus irgendwelchen unvorhergesehenen Gründen fällige Ratenzahlungen unterlassen und dadurch zwangsweise die Beitreibung des geschuldeten Betrages erfolgt. Meist liegt dabei keine böse Absicht des Schuldners — oder der Schuldnerin —, sondern lediglich ein grober Dispositionsfehler vor. Sehr oft glauben wir heute, alle Errungenschaften unserer modernen technisierten Zeit sofort erwerben zu müssen, und es sind deren zu viele. Auch kleinste, unvorhergesehene unaufschiebbare Ausgaben außerhalb des Dispositionsrahmens müssen dann zwangsläufig ein ganzes „Familienratensystem“ aus seinen Bahnen werfen. Nicht selten werden Objekte durch gerichtliche Beitreibung der für sie geschuldeten Beträge um mehr als 100 Prozent teurer, als sie ursprünglich preismäßig festgesetzt waren. Anwaltskosten, Gerichtsgebühren, sofortige Fälligkeit des gesamten Betrages, Beitreibungsgebühren, Verzugszinsen usw. erhöhen den einkalkulierten Kaufpreis in ungeahnter Weise.

Die obengenannte Anzahl der Pfändungen sowie die Summe der Pfändungsbeträge lassen auch jeden Laien ahnen, mit welcher Mehrarbeit die Erledigung der Gläubigerwünsche für die bei uns damit beschäftigten Stellen verbunden ist. Wir sind als Unternehmen gesetzlich dazu verpflichtet, Gläubigerwünsche bei Vorliegen der notwendigen Voraussetzungen als sogenannte Drittschuldner durch Abführen der über die Pfändungsfreigrenze hinausgehenden



Lohn- oder Gehaltssummen zu erfüllen. Diese Aufgabe haben naturgemäß unsere Lohnabrechnungen zu erledigen. Diese Abteilungen sind aber ohnehin schon überlastet. Die zeitraubende und langwierige Arbeit mit den Lohnpfändungen bringt sie noch mehr ins Hintertreffen. Äußerst erschwerend sind für die Sachbearbeiter auch die vielen Scherereien und Unannehmlichkeiten, die in der Natur der Sache liegen.

Hierzu muß man noch sagen, daß die Bearbeitung der anfallenden Pfändungen rund vier Sachbearbeiter ständig in Anspruch nimmt. Eine solche Arbeit ist mit erheblichen Schwierigkeiten und großer Verantwortung verbunden. Wenn man die durch Pfändungen hervorgerufene finanzielle Belastung unseres Unternehmens, nämlich die Ausgaben für Gehälter, Kosten des Schriftwechsels usw., errechnet, so ergibt sich ein Betrag von rund 100 000 DM jährlich.

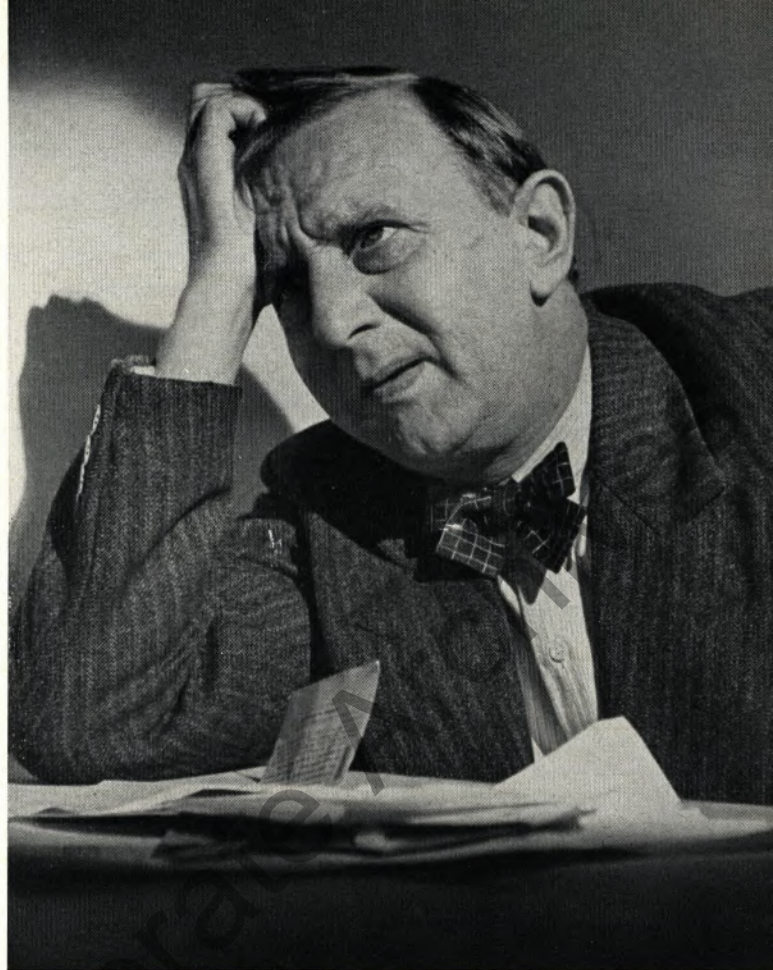
Untersucht man den Personenkreis, der durch Pfändungen belastet ist, so läßt sich zweierlei feststellen:

1. In der Mehrzahl der Fälle handelt es sich um Belegschaftsmitglieder, die noch nicht allzu lange Angehörige unseres Unternehmens sind.
2. Häufig sind die, deren Gehalts- oder Lohnanteile gepfändet sind, solche, die recht häufig durch Krankheit, Bummel usw. ausfallen.

Dies hat zunächst seinen Grund darin, daß in der Vergangenheit aufgrund der in unserem Industriegebiet recht angespannten Arbeitsmarktlage (Mehrbedarf an Arbeitskräften durch Einführung der 45- bzw. 42-Stunden-Woche) auch unser Unternehmen gezwungen war, sehr kurzfristig eine große Zahl der sich bewerbenden Personen einzustellen. Bei der Vielzahl der damaligen Einstellungen konnte eine exakte Prüfung der menschlichen Qualitäten nicht immer erfolgen.

Zu Punkt 2 ist festzustellen, daß wir alle von der Existenz der gesetzlichen Pfändungsfreibeträge wissen, die in jedem Falle an den betreffenden Arbeitnehmer zur Auszahlung gelangen müssen. Nur wenn der Verdienst über dem Betrag der für den einzelnen Arbeitnehmer bestehenden Pfändungsfreigrenze liegt, kann eine Drittpfändung ihr Ziel erreichen. Deshalb wird häufig der Versuch unternommen, über den Weg der Krankheit oder gar der Bummel Verdienst nur so weit zu erzielen, daß er möglichst nicht über die Pfändungsfreigrenze hinausgeht. Dieser Schluß ist jedoch recht trügerisch insofern, als die Wirksamkeit eines einmal in die Welt gesetzten Pfändungs- und

„Man weiß nicht mehr ein noch aus. Da hat meine Frau mir mit den Ratenkäufen aber etwas eingebrockt“, stöhnt Herr Müller. Er wird mit seinen Finanzen nicht mehr fertig, seitdem einmal eine Lohnpfändung erfolgt ist. Da er mit einem geringeren Einkommen wirtschaften muß, und er deshalb die Raten für die übrigen Gläubiger nicht einhalten kann, laufen beim Werk weitere Lohnpfändungen ein. Herr Müller ist ganz verzweifelt: „Wie soll das weitergehen? Mir steht das Wasser doch jetzt schon nahezu bis zum Hals!“



Überweisungsbeschlusses ja nicht durch Zeitablauf in irgendeiner Weise beeinflußt werden kann. Der von einer Pfändung betroffene Arbeitnehmer müßte sich schon damit abgefunden haben, für sein zukünftiges Arbeitsleben lediglich mit einem Lohn bis zur Höhe der Pfändungsfreigrenze auszukommen. Außerdem ist Krankfeiern ohne wirklichen Grund genauso wie Bummel als grober Verstoß gegen die Arbeitsvertragspflichten sowie ggf. gegen die Gesetze anzusehen. So bedeutet es ein nicht erfreuliches Untersuchungsergebnis, wenn von 44 Belegschaftsmitgliedern, gegen die Unterhaltspfändungen laufen, 21 in 30 verschiedenen Fällen innerhalb eines Zeitraumes von 3 Monaten krankgefeiert oder gebummelt haben. Ebenso unerfreulich ist das Ergebnis für 30 Belegschaftsmitglieder ausgefallen, gegen die normale Lohnpfändungen laufen. Von diesen 30 Belegschaftsmitgliedern haben 18 in 37 Fällen innerhalb des gleichen Zeitraumes von 3 Monaten krankgefeiert oder gebummelt. Wenn man dieses Zahlenergebnis in ein prozentuales Verhältnis setzt, so ergibt sich eindeutig, daß sich im Vergleich zu den übrigen Belegschaftsmitgliedern eine sehr starke Zusammenballung von Krankfeiern und Bummeltagen bei Belegschaftsmitgliedern abzeichnet, gegen die Pfändungen laufen.

Mittlerweile ist im Bundestag eine Gesetzesvorlage über die Abänderung der

Pfändungsfreigrenze u. a. mit der Begründung vorgelegt worden, die in absoluten DM-Beträgen festgelegten Pfändungsfreigrenzen für die Zukunft an die gestiegenen Lebenshaltungskosten anzugleichen. Dadurch werden die Interessen der Gläubiger zwar nicht gemindert; sie müssen jedoch auf dem Weg der zwangsweisen Beitreibung — nämlich bei gleichbleibendem Einkommen und geänderten Pfändungsfreigrenzen — im Falle des Pfändungs- und Überweisungsbeschlusses bis zur endgültigen Begleichung ihrer Forderungen länger warten als bei niedriger festgesetzten Pfändungsfreigrenzen.

Bei all diesen Überlegungen wollen wir jedoch nicht vergessen, daß wir in einer geordneten Gesellschaft leben und deren Vorteile für uns in Anspruch nehmen möchten. Jeder Mitbürger, ebenso wie wir selbst, baut sein Leben zu einem erheblichen Teil auf Vertrauen zu seinem Gegenüber auf, Vertrauen auch darauf, daß sein Vertragspartner seinen eingegangenen Verpflichtungen pünktlich und in voller Höhe nachkommt. Pfändungs- und Überweisungsbeschlüsse sind meistens die Auswirkung eines Vertragsbruchs, letzten Endes also auch eines Vertrauensbruchs und stellen als Ausnahmeregel, die auf staatlichen Gesetzen beruht, die Ordnung wieder her: Eine Ordnung, ohne die ein Zusammenleben von Menschen untereinander nicht denkbar ist.

Lieber mehr Urlaub als verlängertes Wochenende

Seit einiger Zeit werden Meinungen laut, die statt einer weiteren Verkürzung der Arbeitszeit eine Verlängerung des Urlaubs wünschen. Eine solche Regelung wäre sehr zu begrüßen und dürfte bei den meisten Belegschaftsmitgliedern Anklang finden. Die 45-Stunden-Woche hat uns ja schon ein verlängertes Wochenende dadurch gebracht, daß der Sonnabend meistens oder größtenteils arbeitsfrei ist. Freilich wird sich ein freier Sonnabend für alle nie ganz einführen lassen.

Ab 1. Januar 1959 wird die Arbeitszeit um eine weitere Stunde verkürzt. Wenn wir ehrlich sind, wissen wir doch mit dieser einen Stunde nichts Rechtes anzufangen. Wie wäre es also, wenn wir diese Stunde für einen verlängerten Urlaub aufsparen würden? Das macht im Jahr 52 Stunden aus oder knapp sechs Arbeitstage. Die fehlenden zwei Stunden könnten irgendwie herausgearbeitet werden. Das würde also für uns alle sechs Tage mehr Urlaub bedeuten. Aber womit soll man den finanzieren? Ein Urlaubsgeld ist nicht so schnell gezahlt, denn bei einem Betrag von beispielsweise 100 DM würde das bei rund 30 000 Beschäftigten für die Firma drei Millionen DM ausmachen.

Im Jahre 1959 hätten wir also bereits die Möglichkeit für einen verlängerten Urlaub. Würde es nun jedem freigestellt, entweder den Urlaub zu verlängern oder sich das Geld auszahlen zu lassen, wäre bereits ein guter Anfang getan. Wenn wir das Problem aus der Sicht der 40-Stunden-Woche sehen, kommen wir gegenüber der 45-Stunden-Woche auf wöchentlich fünf Stunden = 260 Stunden im Jahr oder 32½ Arbeitstage, die wir zusätzlich gewonnen haben. Würden wir nun den Urlaub auf 24 Arbeitstage verlängern, dann verbliebe ein Rest von 26½ Arbeitstagen, die man ausgezahlt bekommen könnte. Mit einem Urlaubsgeld von etwas mehr als einem Monatsentgelt könnten wir dann sorglos und ohne vorher sparen zu müssen, unseren Urlaub antreten.

Es wäre deshalb sehr zu wünschen, wenn in dieser Hinsicht ein Anfang gemacht würde, auch wenn er klein ist. Wer schließt sich diesem Vorschlag an? *W. K., Düsseldorf*

Gerüchte sind gefährlich wie Lawinen

Ich möchte mich einmal öffentlich gegen eine Seuche wenden, die man nicht nur in unseren Betrieben kennt: die Gerüchtemacherei! Nichts wächst so schnell wie das Gerücht. Es gibt Leute, die während der Arbeitszeit so viel Zeit haben, daß sie von den Gerüchten geradezu „leben“. Gerüchte sind wie eine Lawine. Das liegt wohl daran, daß sehr viele zu Übertreibungen neigen. Das Gerücht läuft deshalb immer den Tatsachen voraus. Das Schlimme ist noch: Wer versucht, einem Mitarbeiter die Lächerlichkeit eines Gerüchtes klarzumachen, kämpft gegen Windmühlenflügel. Ich habe es versucht, ich gebe es auf. *J. Sch., Mülheim*

Bei Sterbefällen wäre mehr Pietät angebracht

Wenn ein Angestellter oder Arbeiter stirbt, ist es bei vielen großen und kleinen Firmen üblich, einen Nachruf in die örtlichen Tageszeitungen zu bringen. Leider vermisse ich diesen schönen Brauch bei unserem Unternehmen. Die Öffentlichkeit wird nur dann durch eine solche Anzeige informiert, wenn leitende Männer von Phoenix-Rheinrohr gestorben sind. Für

Hier kann jeder seine Meinung sagen

andere Dinge wird viel Geld ausgegeben und man sollte meiner Meinung nach auch in solchen Fällen nicht kleinlich sein. Nicht nur die Angehörigen werden sich über eine solche Geste freuen, sondern auch die Kollegen, die teilweise jahrzehntelang mit dem Verstorbenen den Arbeitsplatz teilten und mit ihm zusammen arbeiteten. *O. S., Ruhrort*

Herzlichen Dank für einen herrlich verlebten Tag

Die Fahrt des Ruhrorter Jubilarenvereins gelang so gut, daß das Regenwetter die Stimmung nicht verderben konnte. Für eine Freikarte gab es doch alles, was das Herz begehrt: eine Fahrt auf einem gepflegten Salondampfer, Tanz, Humor, Unterhaltung und eine reichhaltige, gute Verpflegung. Dafür muß man dem Unternehmen, dem Vorstand des Jubilarenvereins und allen, die sich bereitwillig zur Verfügung gestellt haben, herzlich danken. Wir freuen uns schon auf die nächste Fahrt! *H. i. d. H., Duisburg*

Es ist mir ein Herzensbedürfnis, dem Jubilarenverein Ruhrort sowie allen Vorstandsmitgliedern dieser Vereinigung und allen Helfern für die Dampferfahrt nach Zons zu danken. Hiermit verbinde ich gleichzeitig den Dank aller Walzwerks-Jubilare, die das Vergnügen hatten, diese freudvolle und herrliche Fahrt mitzuerleben. *H. J., Meiderich*

Die Anständigen sind doch letztlich die Dummen

Die Düsseldorfer Betriebskrankenkasse hat wieder einmal mahnende Worte an die Belegschaft gerichtet. Aber was helfen die schönen Worte; es ist jetzt Zeit, daß energisch gehandelt wird. Wenn der Verdacht besteht, daß einer mehrmals im Jahre krankfeiert und dann noch Schwarzarbeit übernimmt, soll man ihn schnellstens zu einer vertrauensärztlichen Untersuchung zwingen. Man schützt damit die anderen, die oft Grund hätten, einmal auszusetzen. Mir als Kriegsbeschädigtem geht es doch auch so. Aber ich arbeite lieber, weil das Krankengeld doch nicht richtig reicht und weil man doch noch ein wenig Verantwortungsbewußtsein hat. Aber wir Anständigen sind doch die Dummen.

Ich frage mich nur immer, warum man mit den Ausbeutern so viel Geduld hat. Da gibt es doch Fälle, daß die Frau noch mitarbeitet, nur daß der Herr Gemahl sich das „Krankfeiern“ erlauben kann. Ich richte mich hier nicht gegen die, die wirklich krank sind, sondern nur gegen die Drückeberger. Und da hilft nur ein eiserner Besen! *H. S., Düsseldorf*

Die Ordnung erfordert schärfere Maßnahmen

In jedem Jahr wächst die Zahl der Werkswohnungen, entstehen neue Wohnviertel für Belegschaftsmitglieder. Die Menschen, die dann in den Genuß einer neuen, modernen Wohnung kommen, fühlen sich oft wie im Märchen. Das um so mehr, wenn im Wohnviertel Kinderspielplätze und Grünstreifen mit Bänken angelegt worden sind. So wäre alles in bester Ordnung, kämen nicht immer wieder unschöne Eigenmächtigkeiten vor. Die Grünanlagen werden zertrampelt und immer mehr Bänke abmontiert. Diese Bänke wurden für die Allgemeinheit aufgestellt, auch wenn sie zufällig vor einem Haus stehen. Deshalb hat keiner einen privaten Anspruch darauf. Es wird höchste Zeit, daß die Wohnungsverwaltung hier mit schärferen Maßnahmen durchgreift. Es muß erreicht werden, daß die Anlagen in allen unseren Werkssiedlungen in einem guten Zustand bleiben. *K. K., Düsseldorf*

DIE FREIE AUSSPRACHE

Ein Brief brachte nach fünfzehn Jahren Glück

Der Krieg ließ ihn in eine Mottenkiste wandern. Er erreichte aber doch die Anschrift

In der Zeitung steht, eine von vielen, die Heiratsanzeige eines Paares. Man sieht ihr nicht an, daß die zwei, die sich hier banden, keine jungen Leute mehr sind — daß sie nur einem Zufall die Möglichkeit verdanken, nun gemeinsam alles Kommende zu erleben.

Und hier ist die Geschichte.

„Würden Sie wohl diesen Brief einwerfen, wenn Sie nachher an einem Kasten vorbeikommen — er ist sehr eilig“, hatte ein älterer Mann zu einem jüngeren Mann gesagt, da er wußte, ihn selbst nicht mehr vor der nächsten Postleerung aufgeben zu können.

Es war im Kriege. „Gewiß, gern“, hatte der jüngere Mann gesagt — und es vergessen.

Das ist nun fünfzehn Jahre her. Denn damals, als der Jüngere am Abend nach Hause gekommen war, hatte seine Mutter ihm weinend den Gestellungsbefehl gezeigt; er mußte hinaus und vertauschte das Sportjackett mit der Uniform.

Und in diesem Sportjackett war ein Brief, der damals sein Ziel nicht erreichte. Die Jacke kam in die Mottenkiste. Der Mann, der den Brief vergessen hatte, kam nicht wieder. Seine Mutter starb. Die Mottenkiste stand vergessen auf dem Speicher.

Vor einigen Wochen nun war ich zufällig dabei, als die Schwester des jungen Mannes diese Kiste fand und öffnete! Es ging darum, ihrem kleinen Buben recht dauerhafte Hosen zu schneidern, und so wurde eine kamelfarbene Jacke hervorgeholt, die Dauerhaftigkeit versprach. Als man sie hin und her betrachtete, knisterte etwas, und ein Brief lugte aus einer Tasche heraus, der offen war. Sein Inhalt: Der Heiratsantrag eines Mannes, der in den Krieg hinaus mußte.

„... wenn ich bis zu dem und dem Tag, an dem ich einrücken muß, keine Antwort von Dir habe“, — hatte dieser Mann geschrieben, „weiß ich, daß es ein Nein bedeutet und daß mein Leben einsam bleiben wird...“

Wir sahen uns an, wir waren ein wenig blaß geworden. Auf diesen Brief hatte niemals eine Antwort kommen können. Wir suchten die

Anschrift, sie bezeichnete ein Haus in meiner Nachbarschaft, und ich kannte die Frau vom Sehen her.

Sie war nicht mehr jung, und man hatte mir einmal von ihr erzählt, daß sie während des ganzen Bombenkrieges nie in den Keller gegangen sei — als habe sie immer zu sterben gewünscht. Aber der Tod sucht sich seine Opfer selbst. Wir klebten den Brief zu. Ich nahm ihn mit und klingelte noch am Abend im Nachbarhaus.

Ich erklärte, wie ich an den Brief gelangt sei. Sie wurde immer blasser. Sie las und las. Mein Gott, dachte ich plötzlich, wenn er nun längst gefallen ist, der diese Zeilen schrieb? Aber die Lesende lächelte. Man soll solche Briefe eben nicht der Post anvertrauen. Ich war böse auf

den Mann, der keinen Mut zum Reden gehabt hatte.

Einige Tage später schon machte meine Nachbarin mir einen Besuch. Sie erzählte mir den Inhalt jenes Briefes, ich nickte und wurde ein wenig rot. „Ich habe diesen Mann nie vergessen können“, sagte sie, „und sein damaliges, unbegreifliches Schweigen nie verwunden. Dieser Brief erklärte nun alles. Ich fuhr sofort in die Heimat meines Freundes — und fand ihn! Fünfzehn Jahre haben wir verloren, mehr als fünfzehn Jahre falsch gelebt. Nun möchte ich Ihnen danken — für unser Glück.“

„Wie gut“, sagte ich, „daß der kleine Junge neue Hosen brauchte“ — weil ich ganz schnell etwas Dummes sagen mußte... J. M. Hoppe

Schwerkraft verursachte Kettenreaktion

Einen Fall von seltener Tragikomik offenbart folgender Brief des Sebastian Hofer an seine Unfallversicherungsgesellschaft:

Wie Ihnen bekannt, bin ich im Aufbau. Ich hatte nun neben meinem Wohnhaus eine kleine Garage erstellt und wollte das Dach mit jenen Ziegeln decken, die vom Hausbau übrig geblieben waren und oben auf dem Boden (Bühne) des Wohnhauses lagen. Ich befestigte, um den umständlichen Weg über das Treppenhaus zu vermeiden, am Dachfenster einen Holzbalken, an dessen Ende ich ein Rollenrad anbrachte. Darüber zog ich ein Seil, an dessen Ende ein großer Holzzuber hing.

Nun ging ich in den Hof, zog den Zuber mittels des Seils bis zum Dach hinauf und band das andere Ende des Seils an einen Baum. Dann ging ich wieder auf den Boden, belud den Zuber mit Ziegelsteinen und begab mich dann wieder auf den Hof. Dort löste ich das Seil vom Baum und wollte nun den Zuber langsam herunterlassen. Ich hatte jedoch nicht berechnet, daß der beladene Zuber schwerer war als ich. Der Zuber sauste herunter, ich aber hinauf. Beim Begegnen auf halber Höhe an der Außenfront des Hauses schrammte der Zuber die rechte Körperseite.

Von dem Gewicht des niedersausenden Zubers wurde ich bis auf die Höhe des zum Dachfenster heraushängenden Balkens emporgetragen. Dort stieß ich hart mit dem Kopf an den Balken, so daß ich mir eine mittlere Gehirnerschütterung zuzog. Gleichzeitig aber war der Zuber unten angekommen, stürzte um und entleerte sich teilweise. Dadurch bekam ich das Übergewicht und sauste an der Außenfront wieder herunter, während sich der halbleere Zuber nach oben bewegte. Beim abermaligen Begegnen schrammte mir der Zuber die linke Körperseite. Ich brach dabei zwei Rippen.

Mit voller Wucht stürzte ich, unten angekommen, zu Boden. Dabei erlitt ich einen Beckenbruch. So in Schrecken gesetzt, ließ ich das freie Ende des Seils, das ich bisher krampfhaft festgehalten hatte, los. Dadurch wurde der oben am Dachfenster hängende Zuber frei und sauste herunter. Unglücklicherweise traf mich der herabstürzende Holzzuber, der teilweise noch mit Ziegeln beladen war, so hart am Kopf, daß ich mit einem Schädelbasisbruch bewußtlos ins Krankenhaus gebracht wurde.

Die Kosten belaufen sich auf 2000 bis 3000 DM. Ich bitte um baldige Anweisung. Sebastian Hofer

Meine Reise nach England - in die Tradition

Liebhaber der Tiefebene kommen auf ihre Kosten, wenn der Zug mit ihnen durch die Niederlande an die Küste eilt. In wunderbarem Gleichmaß gleitet die Landschaft vorüber, unterbrochen von hübschen, bunten Siedlungen und silbrigen Kanälen. Mit großer Geschwindigkeit, fast mühelos, wird Hoek van Holland erreicht. Der Kanal ist rauh bei der Überfahrt, der Schlaf in der Kabine kurz. Am Morgen sieht man Englands Küste. England nimmt den Reisenden mit ruhiger Selbstverständlichkeit auf. Eine wohlthuende Ruhe ist es, nicht die Wichtigtuerei südländischer Häfen. Was nun kommt, ist eine Fahrt in die lebende Vergangenheit. Nur zwei Stunden dauert die Fahrt von Harwich nach London. Das hätte man der Lok nicht zugetraut, die nach einer Rangierlok aussah. Doch wird man bald komfortabler reisen, denn auf einem Schild auf dem Weg nach London stand: „Gesellschaft zur Modernisierung der britischen Eisenbahn“. Aber schauen wir uns zunächst einmal weiter um.

Man ist geneigt, London immer als den Mittelpunkt der Welt zu betrachten, wenn man die vielen Rassen sieht, die sich hier bewegen. Viel Schwarze, Mischlinge mit den verschiedensten Rassenmerkmalen. Man findet sie in allen Berufen und Kleidungen, zerlumpt und elegant, einen Häuptling, behangen mit weißen Spitzen, gefolgt von seinen drei Frauen, man sieht Inder, Ägypter und auch Chinesen.

Eigenartig der Londoner Baustil, der „victorianische“. Die Vorstellung, die man sich zu Hause von England machte, bezog man zum größten Teil aus der Literatur. Die Bücher, die man damals las, geben heute den Kontakt zu dieser Stadt. Mit ein bißchen Phantasie kann man sich einige Jahrhunderte zurückversetzen und man steht auf der Towerbrücke. Themseaufwärts kommt ein Segelschiff mit Kapitän Cook an Bord und vom Tower schießen die Sechzehnpfünder Salut. Jetzt glaubt man auch, daß hier einmal das Herz eines Weltreiches schlug.

Der Hafen, der Tower, die Brücke, die Themse — das alles läßt Erinnerungen an Gelesenes aus Abenteuern und Geschichte aufleben. Die

Geschichte ist lebendig geblieben. Westminster Abbey und St. Pauls Kathedrale bergen Grabstätten und Gedenksteine berühmter Männer, Admiral Nelsons Grab, Wellingtons Beerdigungswagen. Acht Museen geben Auskunft über Himmel, Erde, Mensch und Tier. Man sieht das Bild des Menschen in seinen Urfängen, erlebt die Entwicklung in Kunst, Technik und Medizin. Gemädegalerien, Plätze, Parks und Museen bilden einen Besichtigungskomplex, der in seiner Gesamtheit von einem Touristen so schnell kaum verdaut werden kann.

Aus der Fülle der Originale seien die Pflastermaler herausgegriffen, unter ihnen besonders der an der Nationalgalerie: Lumpen am Körper, zerfetzte Schuhe, langwallendes Haar, so kniet er auf dem Pflaster und malt auf den Quadersteinen Motive aus Landschaft und Religion in Pastellkreide. Die Mütze liegt am Rande seiner Pfla-

6. BUCHPREIS
M. Rosenau, Ruhrort

Horst-Peter als verhinderter Profi

Ihn geldgierig zu nennen, wäre verfehlt gewesen. Aber im Handumdrehen 10 DM zu verdienen und dabei auch noch eine gute Tat zu vollbringen, das reizte ihn. Horst-Peter war noch jung und darum auf den Rat älterer und erfahrener Kollegen angewiesen. Wie er diesen Rat eines Tages auf ganz sonderbare Weise zu spüren bekam, mag diese kleine Geschichte erzählen.

Bei der letzten Blutspendeaktion des Roten Kreuzes im Werk Ruhrort hörte er nun von einem dieser älteren Kollegen, daß Rote-Kreuz-Schwester ihm nach einer kleinen Blutspende neben kräftigenden Speisen auch noch einen Zehnmarkschein geben würden.

Mißtrauisch wie er war, fragte er zunächst einige andere Arbeitskollegen, die die Sache mit dem Zehner sofort beteuerten. Nicht um Horst-Peter einen Streich zu spielen, o nein. Sie taten das nur in der selbstlosen Absicht, dem Roten Kreuz einen weiteren freiwilligen Blutspender zuzuführen.

Er hatte noch nie Blut gespendet, weder als Amateur noch als Profi.

ster-Bildergalerie — für die Geldspenden; das „Danke schön“ steht daneben. Und er ist stolz, denn eine weitere Zuschrift besagt: „Ich nehme keine Cents, Frances, Pfennige; ich bin kein Schrotthändler!“ Taxis und Busse in Hülle und Fülle, Autos aller Zeiten, konservativ die Linienführung der neueren Modelle, man geht nicht ab von der Radspeiche, man bleibt beim Trittbrett am Rolls-Royce. Man fährt links, der Fußgänger jedoch geht auf der rechten Seite, weil es seinem natürlichen Gefühl entspricht. Als in früheren Zeiten die Pferdewagen auf der rechten Straßenseite die Stadt durchfuhren und die Fuhrleute weitausholend mit der Peitsche knallten, die sie in der rechten Hand hielten, bestand die Gefahr, die Passanten zu verletzen. Die Tradition regiert vieles auf der Insel. Zum Vorteil, zum Nachteil? Ein kurzer Besuch reicht nicht dazu aus, das zu beantworten.

Als Amateure sollen hier alle selbstlosen Blutspender bezeichnet werden, die sich unentgeltlich in den Dienst dieser guten Sache stellen. Professionals sind zwar keine Berufsblutspender, jedoch verkaufen sie ihr Blut wie eine Ware.

Horst-Peter wollte nun den Amateur-Zustand überspringen und sofort als Profi auftreten. Nachdem man ihm einen kleinen Teil seines Lebenssaftes abgezapft hatte, wartete er auf sein Entgelt. Schon bald merkte er aber, daß er angeführt worden war, denn alle anderen Blutspender gaben sich mit belegten Brötchen oder einem Kognak zufrieden. Nach einem schweren inneren Kampf, bei dem er seine Rachegelüste unterdrückte, wuchs Horst-Peter über sich hinaus. Völlig unbefangen erschien er wieder auf seinem Arbeitsplatz. Mit keinem Wort erwähnte er den Streich, den die Kollegen ihm gespielt hatten. Als man ihn jedoch auf den verhinderten Profi hin foppte, erklärte er seine Bereitschaft, sich für die nächste Blutspendeaktion als Amateur zu melden, ohne Aussicht auf eine eventuell winkende „Gage“.

Schlanke Stahlrohre

gestalten moderne Fassade

Einen gewaltigen Schritt vorwärts im Bereich der modernen Architektur tat das Rohr beim Bau des Düsseldorfer Drahthauses. 17 Stahlrohre gestalten die Außenfassade und geben der Front des vierstöckigen Gebäudes eine neuartige, klare Linie. Die Rohre erfüllen hier eine bedeutend umfangreichere Aufgabe, als nur tragendes und konstruktives Bauelement zu sein.

Das Drahthaus in Düsseldorf nimmt die Büros der drahtverarbeitenden Industrie Westdeutschlands auf. Zwar ist es jetzt eins der modernsten und eigenwilligsten Bauten der Landeshauptstadt Düsseldorf, aber es mußten erst erhebliche Schwierigkeiten überwunden werden, ehe die sorgfältig durchgeführte Planung in die Tat umgesetzt werden konnte. Denn das Gebäude wurde in der Nachkriegszeit errichtet, jener Zeit, da man Materialien und Rohstoffe kaum erhalten konnte. Dennoch entstand ein repräsentativer Bau, dem die Rohre einen eleganten Schwung gaben.

Das Rohr ist in seiner Bedeutung einer steten Wandlung unterworfen. Ruhte es zunächst größtenteils in der Erde als Versorgungsleitung und diente lediglich der Bestimmung, dauerhaft und zweckmäßig zu sein, so führte es gewissermaßen nur einen Dornröschenschlaf, aus dem es nun allmählich geweckt wird. Inzwischen gewann das Rohr nämlich auch beim modernen Hallenbau an Bedeutung. So wurden die Stützen und Binder für das Werk unserer Tochtergesellschaft Canadian Western Pipe Mills Ltd. in Port Moody (Kanada) im Mülheimer Werk aus Roh-

ren gefertigt. Beim Wiederaufbau der Mülheimer Kirche St. Engelbert diente das Rohr ebenfalls als maßgebliches Konstruktionselement. Mehr und mehr erfüllt das Rohr jetzt auch architektonische Aufgaben. Beim Düsseldorfer Drahthaus, das an einer Hauptstraße zum Ruhrgebiet liegt, ist es sogar beherrschendes Element. Hier ist Stahlrohr nicht nur einfach eine Konstruktion, die aus statischen Gründen angewandt wurde, sondern es bestimmt das „Gesicht“ dieses modernen Gebäudes, das in seiner äußeren Form nirgendwo eine Parallele hat. So elegant und formschön das Drahthaus auch erscheint — es war gar nicht so einfach, die Konstruktion Wirklichkeit werden zu lassen. Eine der wesentlichsten Schwierigkeiten war die überaus wichtige Verbindung zwischen Stahl und Beton. Das war nämlich wegen des geringen Durchmessers der Rohre nicht so einfach. Mannigfache Überlegungen und zahlreiche Berechnungen mußten durchgeführt werden. Aber wo ein Wille, da ein Weg. Und dann war es so weit; schließlich wußten die Planer, die Düsseldorfer Architekten Dr. Hellmuth Hentrich und Hans Heuser, unterstützt von Dipl.-Ing. Petschnigg, die Klippen zu umschieben. Die senkrecht emporragenden Rohrstützen haben eine Länge von 3,20 m, 203 mm Durchmesser und Wanddicken von 8 mm und 8,75 mm. Sie wurden nach dem Einbau gespachtelt und erhielten einen Lackanstrich. Die mit Beton ausgegossenen Rohre tragen die Decke des repräsentativen Gebäudes an der Vorderseite, während die Rückseite massiv ausgefacht ist. Der Betonguß erfolgte vor allem aus schalltechnischen Gründen. Dieser eingegossene Beton wurde nicht zur Übertragung der Druckkräfte der Deckenlasten herangezogen und stellt also eine stille Reserve dar. Da die Rohrstützen keine Fußplatten hatten, war die Aufstellung nicht einfach. Zu leicht wäre eine seitliche Ver-



Mit seiner Fassade aus schlanken Stahlrohren präsentiert sich das an einer Hauptausfallstraße zum Ruhrgebiet gelegene „Drahthaus“ in einer modernen Form

schiebung möglich gewesen, die sich konstruktiv nicht nur störend bemerkbar gemacht hätte, sondern jede Abweichung im Frontbild wäre auch sofort optisch aufgefallen. Es mußte also Millimeterarbeit geleistet werden. Die Ausrichtung wurde ständig mit einem Theodoliten überprüft und korrigiert. Insgesamt 17 Stahlrohre unseres Werkes machen das Skelett des Baues an der Vorderseite aus. Erscheinen sie auf den ersten Blick auch nur als Fassade und dekorative Säulen, so erfüllen sie

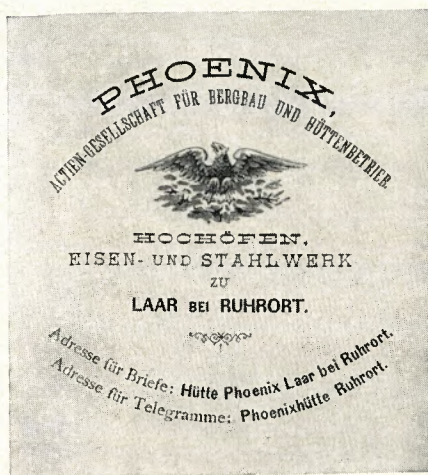
Eine große Chance für jeden

Gute Aussichten auf Geld- und Buchpreise haben in diesem Jahr wieder unsere Steckpferdreiter. Um jedem genügend Zeit für die Vorbereitungen zu lassen, verlängern wir den Einsendetermin bis zum Freitag, dem 24. Oktober. Die Arbeiten werden entgegengekommen in den Werkzeitungsredaktionen Düsseldorf, Mülheim, Ruhrort. 745 DM und wertvolle Bücher winken als Preise demjenigen, der mitmacht.

doch eine ganz bestimmte Aufgabe als Träger, sind also auch konstruktives Bauelement. Gleichzeitig aber bestimmen sie den Ausdruck des Gebäudes. In einer glücklichen Mischung von Formschönheit und Zweckmäßigkeit bietet sich hier ein Erzeugnis von Phoenix-Rheinrohr dar, das dem Drahthaus seinen besonderen Charakter gibt. R.D.

Der Eingang zum „Drahthaus“ wird ebenfalls vom Rohr beherrscht, das nicht nur konstruktive, sondern gleichzeitig auch architektonische Aufgaben erfüllt





Ein alter Briefkopf der Phoenix AG von 1891

Das Symbol des sagenumwobenen Vogels Phoenix findet man in aller Welt, vor allem auf Briefmarken. Unser Briefmarkenliebhaber Dr. Hippler glaubt nun, daß es gerade die Belegschaft von Phoenix-Rheinrohr interessieren könnte, in welchen Ländern Briefmarken — wenn auch unbeabsichtigt — auf unsere Firmenbezeichnung hinweisen.

Es ist kein Wunder, daß die Beschreibungen des Wundervogels stark voneinander abweichen; denn niemand hat ihn je gesehen. Die Ägypter stellten ihn sich als Adler oder Reiher mit purpur- und goldfarbenen Federn vor. Die Chinesen verliehen ihm einen Pfauen- oder Drachenkopf, Schildkrötenfüße und einen Hahnenschwanz. Die Araber beschrieben ihn als einen adlergroßen Vo-



Adlergleich zeigt sich der Phoenix auf der Friedensmarke Hongkongs aus dem Jahr 1946

*

Der Sagenvogel auf einer Marke aus Vietnam schwingt sich durch einen Himmel von Glückswölklechen (unten links). Eine japanische Gedenkmarke zur Krönung des Kaisers Hirohito aus dem Jahr 1928 (Briefmarke unten Mitte)



»Phoenix« – der Wundervogel auf vielen Briefmarken der Welt

Der Phoenix — so erzählt die Sage — sei von der Sonne entzündet, verbrannt und wieder, aus der Asche geläutert, zu neuem Leben entstanden. Er wurde zum Sinnbild für das ewige Sterben und Wiederaufstehen. Das mag vielleicht auch den Gründern der „Phoenix, anonyme Gesellschaft für Bergbau und Hüttenbetrieb“, Eschweiler-Aue — einer Wurzel der Phoenix-Rheinrohr AG — vor Augen gestanden haben, als sie vor nunmehr mehr als hundert Jahren den Namen des Unternehmens suchten.

gel mit Pfauenkopf, hartem Schnabel und aufgerecktem Hals. In der modernen Darstellung ist aus ihm fast durchweg ein flügelstarker Adler geworden. Dieses unbestimmte Wissen um sein Aussehen spiegelt sich auch in der Welt der Briefmarken wider.

Die Phoenix-Marken aus dem Fernen Osten bringen ihn meist mit der Person des Kaisers zusammen. Ein Beispiel dafür ist die mandschurische Marke, die zur Kaiserkrönung Henry Puyis 1934 erschien, und die Gedenkmarke an den Besuch des Kaisers der Mandschurei 1935 in Tokio. Hoo-Vögel, die durch „Glückswölklechen“ und über Kauliangepflanzen fliegen, stellen den Phoenix dar. So auch auf einer japanischen Briefmarke, die aus Anlaß der Silberhochzeit des Kaiserpaars herausgegeben wurde. Das gleiche Motiv finden wir auf der wohl schönsten Phoenix-Marke, einer vietnamesischen Ausgabe von 1955.

Mit erhobenen Flügeln und aufgerichtetem Schweif schreitet der Phoenix auf einer japanischen Briefmarke von 1953, die zur Rückkehr des Kronprinzen von seiner Weltreise gedruckt wurde. Auf der Briefmarke von 1928 zur Krönung des Mikados Hirohito sieht der Phoenix fast wie ein Pfau aus. Die zum ersten Jahrestag der Unabhängigkeit Koreas herausgegebene Briefmarke hat übrigens ein ähnliches Motiv.

Ein Adler mit Pfauenkopf ist der Phoenix auf einer Sondermarke aus Französisch-Äquatorial-Afrika von 1941 und ein Mittelding zwischen Huhn und Ente stellt er auf einer Gedenkmarke aus Burma dar. Adlergleich ist auch der Vogel auf der Friedensmarke Hongkongs von 1946, und auf der österreichischen

Marke aus demselben Jahr schwebt ein kraftvoller Adler über einem brennenden Hakenkreuz empor zum Himmel.



Ein neues Österreich symbolisiert die Marke aus dem Jahre 1946, auf der der Phoenix über einem brennenden Hakenkreuz schwebt



Hahnenschwänze haben die über Kauliangepflanzen fliegenden Hoo-Vögel auf der mandschurischen Marke zur Krönung Henry Puyis

*

Wie ein Adler mit Pfauenkopf steigt der Phoenix auf der Marke Französisch-Äquatorial-Afrikas von 1941 aus dem Feuer empor





„... ja, und was ich dir noch erzählen wollte. Eigentlich ist das ja nicht zu glauben. Aber man erlebt doch Dinge, sage ich dir, Dinge erlebt man heutzutage...“



„Wie, du kennst die ganze Geschichte schon? Ach, was du dazu erzählst, ist mir ganz neu. Wie gut, daß wir nicht gestört werden und uns richtig aussprechen können.“



„Ja, ja, das sage ich auch immer. Man kann eben nie genug aufpassen. Aber wenn ich dir erst das verrate, was ich neulich erlebt habe. Du glaubst es einfach nicht!“



„Nein, was machst du heute wieder für Scherze. Mein Onkel Gustav, der mich beim Telefonieren fotografiert, sagt gerade... Aber nein, ich schweife ab. Ich wollte dir doch ganz schnell noch erzählen...“

Erfreuliches und Sorgenvolles aus dem Werk Thyssen

Der linke Teil der Mülheimer Preßwerkhalle war fast über seine ganze Länge dicht gefüllt, als Betriebsratsvorsitzender Wilhelm Rühl in Anwesenheit von Hüttdirektor Schiewerling und Werksleiter Dir. Dr. Baumgardt am 31. Juli die zweite Belegschaftsversammlung in diesem Jahr eröffnete. Von den mannigfachen Themen, die in den Referaten und Diskussionsbeiträgen behandelt wurden, greifen wir hier einige heraus. Die erfreuliche Feststellung war die, daß trotz der ungünstigen Absatzlage in der Eisen- und Stahlindustrie bei Phoenix-Rheinrohr bisher keine Maßnahmen zu Entlassungen und Kurzarbeit ergriffen worden sind. Man habe sich, so führte Betriebsratsvorsitzender Rühl aus, der Situation durch andere Lösungen angepaßt; dazu gehörten u. a. Vorgriffe auf den Urlaub, die Einstellungssperre und Umsetzungen von Arbeitskräften. Es gehöre viel menschliches Verständnis dazu, sowohl unter der Belegschaft als auch bei den Betriebsleitungen, daß solche Umsetzungen ohne Verärgerungen und Störungen vor sich gehen könnten. Über die Beschäftigungslage in der Zukunft könne man keine bestimmten Prognosen stellen. Man hoffe aber, daß sich der Markt belebe.

Die Unfälle bleiben Sorgenkinder Nr. 1

Als „Sorgenkinder Nr. 1“ des Werkes Thyssen bezeichnete Wilhelm Rühl die steigenden Unfallziffern. Die folgenden Zahlen machen das deutlich. 1957 hatten wir im Werk Thyssen 1368 Betriebs- und 139 Wegeunfälle. In der ersten Hälfte desselben Jahres waren es 632 beziehungsweise 63. Die Wegeunfälle sind im ersten Halbjahr 1958 auf 85 (35 %) und die Betriebsunfälle auf 795 (26 %) angestiegen. Dabei muß eine Erhöhung der Belegschaftsstärke von 2 % berücksichtigt werden. Jeder müsse dazu beitragen, daß die Unfälle wieder zurückgingen. Der Betriebsratsvorsitzende sieht in einem besseren Zusammenwirken der mittleren Vorgesetzten mit der Belegschaft einen guten Weg, der Unfallgefahr wirksam entgegenzutreten. Es dürfe in dieser Frage keine Gleichgültigen geben. Alle möglichen Mittel sollen angewendet werden, damit ein unfallsicheres Arbeiten gewährleistet ist. Interessant ist in diesem Zusammenhang eine Forderung eines Diskussionsredners, nicht nur Meister und Unfallvertrauensleute zur Schulungsstätte für Arbeitsschutz nach Gelsenkirchen zu schicken.

Von der Mülheimer Betriebskrankenkasse konnte auf dieser Belegschaftsversammlung Erfreuliches mitgeteilt werden als auf den vorhergehenden. Nach den Ausführungen des Betriebsratsvorsitzenden hält sich der Krankenstand konstant. Er läge jetzt nicht mehr viel höher als vor vier Jahren. Man könne also sagen, daß sich das Lohnfortzahlungsgesetz im Werk Thyssen schon besser eingespielt habe. Der jetzige Krankenstand werde natürlicherweise auch von den vielen Unfällen stark beeinflusst. Die Erhöhung des Preises für Sprudelwasser, deren Gründe dargelegt wurden, bezeichnete ein Diskussionsredner als eine besondere Härte für die Hitzearbeiter. Darauf wurde geantwortet, daß für diese Berufsgruppe andere Getränke — wie z. B. Teemischungen — kostenlos bereitstehen.

Neue Pensionsordnung wird vorbereitet

Die Beschaffung von Wohnungen, so entnehmen wir dem Bericht von Wilhelm Rühl, ist weiter schwierig, da der gesamte Bedarf nicht vom Werk befriedigt werden kann. Die Wohnungsfrage sei in letzter Zeit schwieriger geworden, da viele der demnächst im Hochhaus arbeitenden Angestellten nach Düsseldorf ziehen möchten. Die dabei auftretenden Schwierigkeiten erläuterte der stellvertretende Betriebsratsvorsitzende Hermann Jöckel. Er wies zugleich als Mitglied des Pensionsausschusses darauf hin, daß eine neue Pensionsordnung in Arbeit ist, über die man später Näheres erfahren wird. Auf eine Anfrage, ob auch im Werk Thyssen wie in Ruhrort die 14tägige Löhnung eingeführt werden soll, erklärte Wilhelm Rühl, daß der Betriebsrat in Übereinstimmung mit den Vertrauensmännern die Neuregelung im Interesse der Belegschaft ablehnt. Man erkenne an, daß das Lohnbüro ständig überbeschäftigt und überlastet sei. Aber es müsse dann ein anderer Weg gefunden werden, die Arbeit zu erleichtern und zu beschleunigen.

Nach einer guten Stunde war die Versammlung bereits beendet, da sich verhältnismäßig wenig zur Aussprache meldeten. Die Vorschläge und Anregungen, die die Diskussionsredner sehr sachlich vorbrachten, werden bei den zuständigen Stellen nach eingehender Prüfung bestimmt Beachtung finden.



In Einzelteilen wurde der Konverter vom Werk der DEMAG in Benrath auf Spezialfahrzeugen zum Düsseldorfer Hafen gefahren und hier mit großen Kranen auf das Frachtschiff „St. Antonius“ verladen

DIE GRÖSSTEN KONVERTER DER WELT

werden im Werk
Ruhrort montiert

verterteile waren so groß, daß sich die Vorbereitungen für den Transport über mehrere Wochen erstreckten. Die DEMAG AG in Duisburg wurde mit der Herstellung dieser Teile beauftragt, die Ausführung erfolgte in ihrem Werk Benrath. Der Transport in einem Gesamtstück war nicht möglich. Die Einzelteile des Konverters wurden zum Düsseldorfer Hafen gebracht. Dort erfolgte der Umschlag auf das Schiff „St. Antonius“. Der Rheintransport endete im Ruhrorter Hafenbecken B, wo die Ladung auf Spezialfahrzeuge umgeschlagen wurde. Bedingt durch die großen Ausmaße, mußte der Transport zum Werk am späten Abend und in den Nachtstunden erfolgen. Er wurde von einer Polizeieskorte begleitet, die den übrigen Straßenverkehr umleitete. Trotz dieser nicht einfach zu lösenden Begleitumstände verlief die Fahrt reibungslos. Die insgesamt etwa 160 t schwere Stahlkonstruktion der sechs Einzelteile wird im Augenblick an Ort und Stelle montiert.

Der Neubau eines Blasstahlwerkes in unmittelbarer Nachbarschaft des alten Thomaswerkes II wurde nach sorgfältiger Überprüfung der Gegebenheiten im Jahre 1956 vom Aufsichtsrat genehmigt. Eine solche Entscheidung war notwendig, weil die augenblicklich betriebenen Thomaswerke I und II veraltet und daher nicht mehr leistungsfähig genug sind. Das Thomaswerk I mit seinen vier kleinen 13-t-Konvertern stammt aus dem Jahre 1884, also aus der Zeit, da das Thomasverfahren in Deutschland eingeführt wurde. Auf Grund seiner Eigenart kann dieser

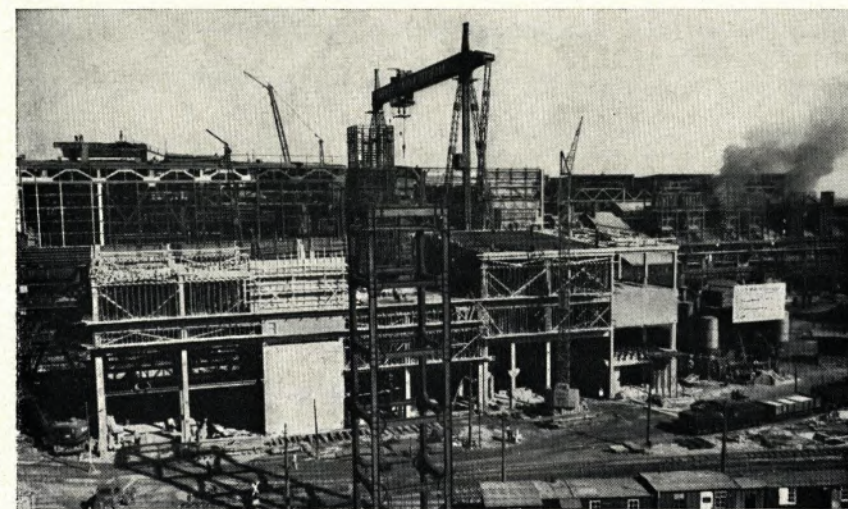
Betrieb weder erweitert werden, noch ist die Anwendung moderner metallurgischer Methoden möglich. Auch eine Erweiterung des aus dem Jahre 1900 stammenden Thomaswerkes II mit seinen 15-t-Konvertern ist nicht durchführbar.

Für die Planung des neuen Blasstahlwerkes waren die neuesten Erkenntnisse der Sauerstoff-Metallurgie richtunggebend. Wenn auch ein zur Zeit starkes Schrottangebot den Eindruck erweckt, daß man weniger Hochöfen und damit weniger Stahlwerke auf Roheisenbasis benötigt, so kann und wird sich diese Situation sehr bald bei Belebung des Stahlmarktes ändern. Ferner setzt sich die Erkenntnis, in größerem Maße Rohstahl auf Erzbasis herzustellen, durch die Entwicklung verschiedener Sauerstoff-Stahlerzeugungsverfahren immer mehr durch.

Bei der Wahl der Größe der Konverter, die mit 70 t ein bisher nicht für möglich gehaltenes Fassungsvermögen haben, war auch der Qualitätsgedanke maßgebend. In den großen Konvertern kann wesentlich mehr metallurgische Arbeit an den einzelnen Chargen geleistet werden. Die Überwachung wird verfeinert, und wir bekommen zugleich einen gleichmäßigeren Stahl. Wir können darüber hinaus das Blockgewicht auf Grund der Konvertergröße auf 8 bis 10 Tonnen steigern. Das ist nicht nur kostengünstig, sondern auch qualitativ ein beträchtlicher Vorteil. Die neue Block- und kontinuierliche Halbzeugstraße, die vor zwei Jahren in Betrieb genommen wurde und zur Gesamtplanung gehört, wurde auf diese Blockgewichte und einen größeren Walzdurchsatz bereits ausgelegt.

Wägeeinrichtungen für Roheiseneinsatz und sämtliche Zuschlagstoffe, schnelle Quantometeranalysen, Meßvorrichtungen für gasförmige Stoffe, für Sauerstoff im Wind sowie für Rein- und Hüttenauerstoff unterstützen das Bestreben nach bester Qualität.

Von entscheidender Bedeutung ist bei diesem Neubau, daß wir im Werk Ruhrort im vorigen Jahr eine sehr erfreuliche Entwicklung zum Abschluß gebracht haben, über die Hüttdirektor Dr. Brandi bereits auf dem Eisenhüttag 1957 der Fachwelt einige Mitteilungen gemacht hat. Sie betrifft die Herstellung von Thomasstahl, der durch ein besonderes Verfahren die Qualität des SM-Stahls erreichen kann.



Diese Gesamtansicht von der Baustelle des neuen Blasstahlwerkes in Ruhrort vermittelt einen Überblick über den Umfang des Bauvorhabens. Rechts das alte Thomaswerk II

NEUES BLAS-STAHL-WERK

moderner —
leistungsfähiger —
und sicherer

Links oben: Die tonnenschwere Last wird von geschickten Händen an Haken gehängt

Links unten: Auch das Fernsehen interessierte sich für den Transport des Konverters



Oben: Mit äußerster Sorgfalt und Präzision wird das 70 t schwere Mittelstück auf einen Tieflader gehoben

Links: Diesen Eindruck bekam man vom Transport beim Blick aus einem Kran im Ruhrorter Hafenbecken B

Unten: Mittelteil, Unterteil, Ober- und Zapfen (v. l. n. r.) sind glücklich an der Baustelle angelangt



Fortsetzung von Seite 11 | Dieses sogenannte Phoenix-Lanzen-Verfahren (PL-Verfahren), das im Thomaswerk II auf Anregung von Hüttdirektor Dr. Brandt durch Direktor Höfges und Betriebschef Köhler unter Mitarbeit der Metallurgischen Abteilung und der Neubaubteilung Ruhrort entwickelt wurde, wird es in Zukunft erlauben, mit technisch befriedigender Treffsicherheit aus Thomas-Roheisen absolut SM-Stahl gleichwertige, ja sogar bessere Qualitäten zu erblasen. Auch diese Neuentwicklung hat entscheidend dazu beigetragen, das neue Blasstahlwerk zu bauen und zum 70-t-Konverter überzugehen.

Für den ersten Ausbau des Stahlwerks sind zunächst drei Konverter mit je 70 t Fassungsvermögen vorgesehen. Sie werden etwa die Leistung der beiden zur Zeit arbeitenden Thomasstahlwerke I und II haben. Die Planung geht dahin, nach der Inbetriebnahme der ersten drei Konverter das alte Thomasstahlwerk II abzubauen und einen vierten 70-t-Konverter zu errichten. Wann das geschehen wird, hängt allerdings von der weiteren Entwicklung der allgemeinen Wirtschaftslage ab.

Der Neubau des Blasstahlwerkes bringt auch für die Belegschaft wesentliche Vorteile. So werden sich die sehr schweren Arbeitsbedingungen erheblich verbessern. Die klare Gliederung des Neubaus bedeutet, daß unfallsichere Arbeitsplätze gewährleistet werden.

Natürlich besteht das Blasstahlwerk nicht nur aus der eigentlichen Konverterhalle. Zahlreiche Gebäude und technische Einrichtungen müssen gebaut und installiert werden, so die Gießhalle, die Stripperhalle, die Tief- und Rekuperatorenhalle, die Dolomit- und Preßwasseranlage, die Umspannstation, der Kalkbunker und für die Belegschaft noch das Sozialgebäude.

Der Bau hat inzwischen große Fortschritte gemacht. 370 000 Kubikmeter Erde wurden bewegt, 74 000 Kubikmeter Beton vergossen. Das Gewicht der eingebauten Stahlkonstruktion beträgt bisher 17 000 t, das des Betonstahls 6 200 t. 160 000 Quadratmeter Schalungsfläche waren notwendig, die Fläche der Spundwände beträgt 7 500 Quadratmeter. 2 500 t Rohrleitungen werden verlegt. Die Inbetriebnahme des Blasstahlwerkes ist für das kommende Frühjahr geplant.

Nb., Ruhrort

Blutspender sind Lebensretter

In den Werken Poensgen und Thyssen sind für die nächste Zeit Blutspendetermine angesetzt. Nach Düsseldorf kommen die Wagen des DRK-Blutspendedienstes am 6. und 7. Oktober und nach Mülheim am 15. Oktober. Meldungen werden ab sofort beim werksärztlichen Betreuungsdienst, beim Betriebsrat oder von den Unfallvertrauensleuten entgegengenommen.

Aufrufe an die Belegschaftsmitglieder, als Blutspender Lebensretter zu werden, sind in den letzten Jahren schon mehrmals ergangen. Und jedes Mal fanden sich hilfsbereite Menschen, die das Beste gaben, was sie nur geben konnten: ihr Blut. Über 1 000 Werksangehörige haben bisher den Weg zum Spenderaum gefunden und sich den Ärzten und Helferinnen des Deutschen Roten Kreuzes anvertraut. Das ist erfreulich; aber gemessen an einer Belegschaftsstärke von rund 30 000 Menschen ist dies noch recht bescheiden.

Wer kann sich nun eigentlich melden? Blut spenden kann jeder gesunde Mensch vom 18. bis zum 65. Lebensjahr, ohne daß dadurch sein Wohlbefinden gestört wird oder seine Arbeitskraft leidet. Spendewillige unter 21 Jahren werden gebeten, dem Entnahmemarzt die Einwilligungserklärung des Vaters oder der Mutter vorzulegen. Die entnommene Blutmenge (bis zu 400 ccm) wird vom Körper flüssigkeitsmäßig binnen weniger Stunden ersetzt. Jeder wird vor der Blutabgabe auf seinen Gesundheitszustand und seine Spendefähigkeit vom Arzt untersucht. Die Zeit für die Blutentnahme beträgt nur wenige Minuten. Der Nadeleinstich in die Vene ist kaum zu spüren. Die Spender erhalten nach einer viertelstündigen Ruhepause Erfrischungen. Ohne Beeinträchtigungen und Leistungsmininderungen läßt sich danach der Tagesablauf in gewohnter Weise fortsetzen.

Nach drei bis vier Wochen erhält jeder Teilnehmer einen Unfallhilfe- und Blutspender-Paß, in dem die Blutgruppe eingetragen ist. Das hat den Vorteil, daß in großer Gefahr kostbare Minuten erspart werden, von denen das Leben abhängen kann. Der Blutspender-Paß ist im Ausland ebenfalls von Bedeutung, da er in drei Sprachen abgefaßt ist. Da man täglich von Unfällen oder Krankheiten betroffen werden kann, sollte jeder bestrebt sein, die Möglichkeit einer kostenlosen Blutgruppenbestimmung auszunutzen.

Wer sich für den Blutspendedienst des Deutschen Roten Kreuzes zur Verfügung stellt, tut das freiwillig und ohne Entgelt, so hat man es in einem internationalen Übereinkommen festgelegt. Dieser Dienst am Menschen läßt sich im letzten auch nicht mit Geld gutmachen. Was einer dem anderen in gesunden Tagen von seinem Blut gibt, kann er, seine Frau oder seine Kinder morgen vielleicht schon selbst brauchen. Eine rechtzeitige Blutübertragung ist in unserer neuzeitlichen Medizin und Chirurgie in vielen Fällen der einzige Weg, um das oft bis zum äußersten gefährdete Leben von Kranken und Verunglückten zu retten. Das gilt besonders bei starken Blutverlusten nach Unfällen, Geburten und Operationen oder bei Verbrennungen und Vergiftungen durch schädliche Gase.

Nicht immer stehen in kritischen Augenblicken Blutspender in ausreichender Zahl bereit. Durch den Blutspendedienst kann zu jeder Zeit schnell geholfen werden. Die nach ihren Blutgruppen bestimmten Blutkonserven werden in einem motorisierten Verteilerdienst oder in Fällen größter Dringlichkeit auch durch Polizeifahrzeuge 91 Depotkrankenhäusern zugeführt, die wiederum 430 Krankenhäuser in Nordrhein-Westfalen versorgen.

Diesen Ausweis
MIT DEINER GENAUEN Blutgruppe
ERHÄLTST DU KOSTENLOS
FÜR EINE FREIWILLIGE Blutspende



BEI Unfall oder Krankheit
KANN ER DEIN LEBENSRETTER SEIN!



Blutspendedienst des DRK
in Zusammenarbeit mit den Freien Wohlfahrtsverbänden

Der neue Blutspender-Paß des DRK ist auch im Ausland von Bedeutung, da er in drei Sprachen abgefaßt ist

sorgen. Hier kann auch das Blut, das bald in den Werken Poensgen und Thyssen gespendet wird, Wunder wirken.

Alle Werksangehörigen werden deshalb herzlich gebeten, freiwillig und uneigennützig zu helfen. Das Deutsche Rote Kreuz erwartet recht viele Spender. Der Ort und die Zeit der Blutspendetermine werden durch Ausgänge noch rechtzeitig bekanntgegeben.

Abwässer unterqueren die Ruhr in neuem Düker

Ein Düker aus unseren Stahlrohren wurde in diesem Sommer durch den alten Arm der Ruhr an der Raffelbergbrücke verlegt. Die Isolier- und Schweißarbeiten übernahm die Düsseldorfer Firma Hanstadt & Timmermann, die Verlegung die Weseler Firma Hülskens. Dieser Rohrstrang von 64 Meter Länge und einem Durchmesser von 1300 mm Nennweite ist ein Stück des 16 km langen Abwasserkanals zwischen Oberhausen-Alstaden und dem Klärbecken Duisburg-Kaßlerfeld. Dieser Kanal, der die gesamten Abwässer der Städte Oberhausen, Mülheim und Duisburg, soweit sie zur Ruhr entwässern, von der Ruhr fernhält und über die Kläranlage Duisburg-Kaßlerfeld zum Rhein ableitet, wurde vor 30 Jahren durch den Ruhrverband gebaut. In diesem Kanalzug mußten in den letzten Jahren die Dükerrohre, die die Ruhr und den Schifffahrtskanal nach Mülheim unterqueren, wegen Abrieb- und Verschleißschäden erneuert werden.

Mit einem zweiten Düker von gleichem Durchmesser, der bereits vor drei Jahren gebaut wurde, leitet der neue Rohrstrang jetzt sämtliche Abwässer von Mülheim und Alt-Oberhausen unter der Ruhr durch nach Duisburg ab.





»Mausefalle« will alle fangen

„Mein Steckenpferd muß von der Wiege an gelernt sein“, meint Hermann Finkeldei, der in der Walzendreherei unseres Mülheimer Rohrwerkes tätig ist. Nun, er hat bestimmt recht mit seiner Behauptung, denn Hermann Finkeldeis große Liebe gilt seiner Mülheimer Mundart, dem Mölmsch Platt. Daß er seine Heimatsprache perfekt beherrscht, ist für ihn selbstverständlich. Darüber hinaus bemüht er sich mit viel Liebe, den Aufbau und den Anwendungsbereich der Mundart nach sprachlichen Gesichtspunkten zu erforschen. Aus den dabei gesammelten Erfahrungen hat sich seine Leidenschaft vertieft, das alte Mülheimer Sprach- und Kulturgut zu erhalten.

Hermann Finkeldei sagt dazu: „Es genügt nicht allein, daß man die Vergangenheit in Museen oder Archiven heraufbeschwört. Eine solche Aufgabe kann man nur mit Hilfe der Gegenwart lösen, indem das Erbe der Väter durch die Kinder den Enkeln lebendig erhalten wird.“ Hermann Finkeldei ist eifrig bemüht, diese Forderung zu verwirklichen. Und darum widmet er einen großen Teil seiner Freizeit der Mülheimer Bürgergesellschaft „Mausefalle“, die sich die Pflege Mülheimer Tradition und Mundart zum Ziel gesetzt hat.



Forscher in der Stille: H. Finkeldei, Walzendreherei im Werk Thyssen

Dort trägt er auch seine eigenen mundartlichen Gedichte und Geschichten vor. Er ist den „Aulen Mölmschen“ ein Begriff. Hermann Finkeldei freut sich darüber. Doch leider muß er auch feststellen: „Mit den Alten allein ist es nicht getan, viel wichtiger ist dabei die Jugend. Wir wissen selbst, daß es dem jungen Menschen von heute schwerfällt, rückwärts zu blicken. Ihn locken die Gegenwart und die Zukunft. Aber man soll es nicht bei dieser Feststellung und einem Gefühl des Bedauerns bewenden lassen. Wir müssen die Menschen er-

mahnen, den Kontakt ihrer Welt zu der ihrer Vorfahren zu bewahren! Dazu gehört vor allem, daß wir nicht zu stolz sind, unsere Mülheimer Mundart zu pflegen!“ Hermann Finkeldei hofft, daß sich die Liebe zu seiner Stadt und zu ihrer Sprache auf immer mehr Mülheimer überträgt.

Scharfe Schnitte schaffen Schönes

In unserem letzten Steckenpferd-Wettbewerb errang Norbert Mück aus der Versandabteilung unseres Werkes Poensgen mit einem Linienschnitt in der Gruppe Gemälde, Plastiken und Zeichnungen den 5. Preis. Da diese Feierabendbeschäftigung in unserer Belegschaft ein seltenes und ausgefallenes Hobby ist, haben wir ihn einmal besucht und ihm zugesehen, wie er die Schnittfeder führt. Flink gehen ihm die Arbeiten von der Hand und seine scharfen Schnitte schaffen kleine Wunderwerke. Als wir uns umschaute, stellten wir fest, daß Norbert Mück auch noch anderen Liebhabereien nachgeht. Da ist noch seine große Fotoleidenschaft. Schon mit 10 Jahren war er davon begeistert. Damals fotografierte und experimentierte er mit Sonnenlichtpapier.

Sowas machte einem richtigen Jungen mehr Spaß als der

Norbert Mück, Versandabteilung Werk Poensgen, greift abends oft zum Pinsel



beste Fotoapparat. Die Liebe zur Fotografie blieb. Jetzt haben es ihm vor allem Porträt- und Tieraufnahmen angetan. Auch hier hatte er eine glückliche Hand, denn er konnte ebenfalls einen 5. Preis in der Gruppe Foto des letzten Steckenpferd-Wettbewerbes der Werkzeitung zu erringen. Manchmal greift Norbert Mück zu Stift und Papier. Er malt gern, vor allem mit Pastellfarben. Und noch etwas: Wer seinen Wohnraum betritt, kann das große Aquarium nicht übersehen. Da tummeln sich seltene, wertvolle Fische, die wie die Spielerei einer verschwenderischen Natur wirken. Auch diese Liebe zur Welt der kleinen Fische hat sich bis heute erhalten, trotz des Berufes und der reichlichen Zahl von Steckenpferden, die Norbert Mück „reitet“.

thysen Victor DAS KIND IM MANNE	Der Luftstrom, der zur Decke segt bat Victors Spieltrieb angeregt	Ein spielend Kind ist meist gesund doch dieses hier treibt es zu bunt	Zum Kindskopf kehrte prompt zurück was er zuvor binaufgeschickt
--	--	--	--

Unser Chef hat seinen »Prügelknaben«

Ein Bericht über Launen – wie sie entstehen und sich zu Hause auswirken können

Eine Laune hat der Chef heute, eine Laune, wirklich zum Davonlaufen! Besonders auf den Meier hat er es abgesehen, auf diesen stillen und bescheidenen Menschen, der allen Ärger schluckt und nie ein böses Wort gegen den Chef ausspricht.

„Herr Meier, wo haben Sie die Akte ‚Krause‘ gelassen? Herr Meier, warum hat die Firma Schulze noch keine Antwort von uns erhalten?“

So tönt es den lieben langen Tag bis zum Feierabend, ohne daß Herr Meier die Geduld verliert, ohne daß Herrn Meier auch nur ein einziges Mal der Kragen platzt. Dann aber — pünktlich siebzehn Uhr — nimmt Herr Meier seine Aktenmappe und hastet nach Hause. Seine Frau setzt ihm gebratenen Fisch vor.

„Was, schon wieder Fisch?“ tobt Herr Meier gleich los und ist plötzlich ein ganz anderer Mensch, widerspruchsvoll und gereizt. „Du weißt genau, daß ich nicht gern Fisch esse, gebratenen sowieso nicht! Da hetzt man nach Hause, um sich zu entspannen, stattdessen muß man sich von neuem ärgern! Ich mag keinen Fisch, ich will etwas anderes haben!“ Verschnupft zieht sich Frau Meier, diese ruhige und duldsame Frau, in ihre Küche zurück. Es klingelt. Der kleine Sohn Fritz hat genug vom Spielplatz. Da steht er in der Tür, das Gesicht verschmiert, die Hände schmutzig. Und sofort fängt Frau Meier an zu schimpfen.

„Wo warst du denn, du Ferkel, wie siehst du bloß aus?“

Ehe Fritzchen sich versieht, hat er auch schon links und rechts eins hinter die Ohren bekommen. Heulend trollt er sich ins Kinderzimmer. Dort sitzt auf dem Bett der Teddybär, unbeweglich, obwohl Fritzchen die Tränen nur so über die rundlichen Bäckchen kullern. Der Teddybär rührt sich nicht.

Da packt Fritzchen die Wut. Immer erntet nur er die Prügel, immer er, der Teddy niemals. Und er greift sich den Bären, den armen Stoffbären. Plötzlich hat der Teddy keinen Kopf mehr. Abgerissen. Fritzchen heult, heult noch mehr und klettert schluchzend in sein Bettchen. Am nächsten Morgen entdeckt Frau Meier die Enthauptung. Aufgebracht erzählt sie die schändliche Tat ihrem Mann,

dem vor Zorn das Frühstück im Halse steckenbleibt.

„Dieser Lümmell Sieben Mark und zwanzig Pfennige hat der schöne Teddy gekostet, und dieser Bengel reißt ihm mir nichts dir nichts den Kopf ab. Na, warte, Bürschen, wenn ich heute nach Hause komme!“

Doch zunächst muß Herr Meier schnell ins Geschäft gehen, es wird höchste Zeit. Sieben Mark und zwanzig Pfennig! Mit finsterner Miene

rennt er los. Der Chef sieht ihn schon von weitem heranstürzen.

„Ein Gesicht zieht der Meier heute wieder, einfach haarsträubend! Und da wundern sich die Leute, wenn ich schlechte Laune habe.“

So denkt der Chef. Seine Stimmung verfinstert sich. Und Herr Meier hat heute noch mehr Ärger herunterzuwürgen als gestern. An ihm gemessen, ist gebratener Fisch eine Delikatesse.

R. Schneider

Nachkömmlinge können Sorgen bereiten

In der guten alten Zeit war es nicht ungewöhnlich, wenn eine Familie acht oder zehn Kinder hatte. Es gab sogar Ehepaare, die es auf über ein Dutzend brachten. „Kinder sind ein Segen“, sagte man damals, und die Eltern bekamen weder zerrüttete Nerven noch die Managerkrankheit, wenn die lieben Kleinen von früh bis spät schreiend und krakeelend durch die Wohnung tollten. Heutzutage sind 1-Kind-Ehen an der Tagesordnung, manche Eltern bringen es auf zwei, aber drei sind schon eine Ausnahme, und der dritte wird dann oft „ein kleiner Nachkömmling“ genannt.

Familie Jörgensen aber richtete sich nicht nach der allgemeinen Norm. Sie machte sich nichts daraus, daß wir in einem Rationalisierungszeitalter leben. Nicht weniger als vier Kinder hatten sich Herr und Frau Jörgensen beim Klapperstorch bestellt — und auch bekommen!

„Damit ist aber auch endgültig Schluß und Feierabend“, pflegte Herr Jörgensen Freunden und Bekannten zu versichern. Und um zu zeigen, wie ernst es ihm damit war, packte er an dem Tage, als Marianne, die Jüngste, ihren fünften Geburtstag feierte, die Kindersachen zusammen und schaffte sie auf den Boden. „Zuerst die Wiege“, sagte er zu Klaus, dem Ältesten. Der Junge half seinem Vater, das schwere Monstrum durch die Luke auf den Dachboden zu befördern. Der Kinderwagen hatte im feuchten Keller schon etwas Schimmel angesetzt. Mit viel Mühe bugsiereten sie das Gefährt auf den Boden.

„Na also“, sagte Herr Jörgensen und wischte sich ein Spinnwebgewebe aus dem Gesicht. „Nun können die Sachen auf dem Boden stehenbleiben und verstauben, bis ihr selbst groß geworden seid und Verwendung dafür habt.“

„Das Schaukelpferd“, rief Klaus plötzlich. „Wollen wir das nicht auch wegräumen?“

Es war nicht ganz einfach, das hölzerne Ding durch die schmale Luke zu zwängen, aber nach zehn Minuten war auch das erledigt.

„Das Laufgitter!“ stöhnte Herr Jörgensen hinterher. „Wir haben das Laufgitter vergessen!“

Bald darauf stand das Gitter neben dem Schaukelpferd und vielen anderen Geräten in einer Ecke des Dachbodens. Herr Jörgensen tupfte sich den Schweiß von der Stirn und machte sich daran, die schmale Leiter hinunterzusteigen.

In diesem Augenblick klingelte es. „Schnell, Klaus, lauf mal runter und mach auf“, sagte sein Vater.

„Nun? Wer war das?“ fragte Herr Jörgensen, als Klaus zwei Minuten später wieder heraufkam und seinem Vater behilflich war, die Bodenluke zu verschließen. Die Antwort seines Sohnes trug die Schuld, daß Herr Jörgensen das Gleichgewicht verlor, rücklings die Bodentreppe hinunterstürzte und sich beide Beine verstauchte.

„Das war Muttli!“ hatte Klaus nämlich erklärt. „Sie kommt gerade vom Arzt und sagt, wir möchten die Sachen schleunigst wieder herunterholen!“

Willy Breinholz

Neugierige Zimmerwirtin spielte Schicksal

Der geheimnisvolle Fremde mit dem Auto hätte fast alles durcheinander gebracht

Dorothea Andree bewohnte seit geraumer Zeit ein hübsches Dachzimmer mit Balkon. Sie freute sich ungemein darüber, diese Unterkunft gefunden zu haben, wenn auch die Möbel nicht ihr Eigentum waren. Frau Engelbert, die Besitzerin des Zimmers, war wohl weniger sympathisch. Sie schwatzte viel und war zuweilen sehr neugierig.

Seit einigen Monaten war Dorothea verlobt. Sie verstand sich mit ihrem Bräutigam ausgezeichnet. Sie hatten gemeinsame Interessen und sparten jeden Pfennig, um möglichst bald ein eigenes Heim gründen zu können. Daher kam es, daß ihr Verlobter sie auch täglich besuchte. Frau Engelbert hatte absolut nichts dagegen einzuwenden. Man war ja auch einmal jung gewesen. Ja, sie hatte sogar ein Herz. Sie begrüßte es sehr, daß die jungen Leute so umsichtig waren und fleißig sparten; denn das Leben heute war draußen viel zu teuer. An einem Nachmittag hörte Frau Engelbert das Hupen eines Autos. Wie der Blitz war sie auf dem Balkon. „Ach, sieh mal an!“ Dorothea winkte freundlich dem Herrn zu, der gerade dem Auto entstieg. Frau Engelbert drehte sich wie zufällig nach Dorothea um, grüßte freundlich und tat, als hätte sie den fremden Herrn nicht bemerkt. Dabei wußte Dorothea genau, warum Frau Engelbert auf den Balkon gekommen war. Ob es aber richtig war, Frau Engelbert zuzurufen: „Ich hab es eilig, ich werde abgeholt?“

Nun war das Feuer geschürt, Frau Engelbert kochte vor Neugierde. Wenn die Uhr fünf anzeigte, rannte sie auf den Balkon. Punkt fünf fuhr der elegante Wagen vor. Immer stieg der Herr zuerst aus, öffnete den Wagenschlag, reichte Dorothea die Hand. Beide lachten herzlich, schüttelten noch einmal die Hände und trennten sich. Frau Engelbert lehnte sich weit vornüber, beinahe beängstigend! Dorothea winkte zu ihr hinauf und grüßte herzlich. „Hat das Mädchen denn keinen Takt? Sich jeden Tag von einem Herrn im Wagen nach Hause bringen lassen! Es muß doch merken, daß ich es längst gesehen habe.“ Und ob Dorothea das gemerkt hat-

te. Frau Engelbert sollte ja gerade davon erfahren!

Ein Monat war wohl vergangen. Noch immer wurde Dorothea von dem Herrn nach Hause gebracht. Frau Engelbert war außer sich vor Empörung. Sie überlegte, ob sie den Bräutigam unterrichten sollte. Eines Tages kam ihr eine passende Gelegenheit zu Hilfe. Dorothea war noch nicht gekommen. Gegen 6 Uhr abends klingelte es; der Bräutigam kam wie gewöhnlich um diese Zeit. Wie von einer Tarantel gestochen, fuhr Frau Engelbert in die Höhe, überschlug sich fast, um die Türe zu öffnen und ging schnell wieder in die Küche. Es dauerte nur kurze Zeit bis er zurückkam und an die Tür klopfte. „Wie, Ihre Braut ist noch nicht da? Sie wird doch sonst immer um fünf Uhr mit dem Wagen nach Hause gebracht.“ So, jetzt war es heraus. Diese Worte hatten ihre Wirkung nicht verfehlt. Frau Engelbert hatte erreicht, was sie erreichen wollte. Der Bräutigam hatte verstanden und ging.

Eine Stunde später kam Dorothea mit einem großen Paket heim. Keine neugierige Frau Engelbert war zu sehen. Nanu, auch bei ihr war alles ruhig? Sollte Berthold noch nicht gekommen sein? . . . Unlustig und enttäuscht packte Dorothea das Paket aus. Morgen hatte Berthold doch Geburtstag.

Besonders ruhig war es heute in der Küche. Frau Engelbert wußte nicht, ob sie eine Suppe kochen, Kartoffel schälen oder Kompott anrichten sollte. Wenn der Herr mit dem Wagen gar nicht ihr Freund war? Was hatte sie dann angerichtet? Sollte sie zu ihr hinübergehen und sagen, daß sie den Bräutigam fortgeschickt hatte? Nein! Dorothea konnte ja zu ihr kommen. Sie schritt leise auf und ab, ohne darauf zu achten, daß sie von ihrer Tochter Wilma beobachtet wurde. „Was ist denn, Mutter? — Bist du krank? — Ich habe einen Riesenhunger!“ „Könntest du nicht Fräulein Andree fragen, ob sie eine Tasse Kaffee trinken möchte? Ich habe noch frischen da.“ — „Aber warum denn, Mutter, Fräulein Andree kocht doch selbst ihren Kaffee. Außerdem wird

ihr Bräutigam da sein.“ „Nein, der ist nicht da“, sagte sie lauter als gewollt. „Geh und frag sie!“

Dorothea saß vor ihrem eigenen Porträt, betrachtete es kritisch, lächelte müde. Ob Berthold sich freuen würde? — Wo bleibt er denn? Dazu noch am Vorabend seines Geburtstages. Sollte ein Unglück passiert sein? Hierbei bekam sie feuchte Augen. Sie überhörte das Klopfen und auch das Öffnen der Türe. Erst die Stimme Wilmas rüttelte sie wieder wach. Vergessen, womit sie beauftragt worden war, starrte Wilma auf das Bild. „Das sind ja Sie, Fräulein Andree.“ Dorothea, stolz, daß man sie sofort erkannt hatte, lächelte schon wieder und eiferte sich vor Freude. „Sieht es mir wirklich so ähnlich?“ — „Da wird Ihr Bräutigam sich aber freuen.“ — „Es soll ein Geburts-

Dauerhaftem, schlechtem Wetter
Mußt du mit Geduld begegnen,
Mach es wie die Schöppenstedter:
Regnet es, so laß es regnen.

Wilhelm Busch

tagsgeschenk für ihn sein. Mein Vetter hat es gemalt, er ist nämlich Kunstmaler. Er hat fast sechs Wochen dafür gebraucht. Wir hatten ja auch nur eine halbe Stunde je Tag zur Verfügung. Um immer rechtzeitig hier sein zu können, fuhr er mich mit seinem Wagen schnell heim. Es soll doch eine Überraschung werden.“

Frau Engelbert, die ganz leise ihrer Tochter nachgeschlichen war und lauschend vor der Tür stand, schluchzte jetzt laut und hemmungslos. So war das also! — Sie bereute bitter und stellte die Verbindung zwischen den beiden jungen Menschen wieder her . . .

Als Dorothea und ihr junger Ehemann das Kirchenportal verließen, hielt sich Frau Engelbert in bescheidener Entfernung. Kein Wort kam über ihre Lippen. Sie hatte ein Paar durch ihre Neugierde auseinandergebracht; aber es auch wieder zusammengeführt.

Allein stand Frau Engelbert vor der Kirche. Sie hatte es überwunden, neugierig zu fragen: „Wohin geht die Reise?“ K. Pensborn, Immigrath

Ware wird preiswerter

Wie die kluge Hausfrau alter Schule schon im Sommer für den Winter vorausplant und vorsorgt und wie ein guter Hausvater oft Jahre vorausdisponiert, so geht es auch im großen zu. Zu Beginn eines jeden Wirtschaftsjahres muß zum Beispiel das Bundesernährungsministerium einen Versorgungs- und Einfuhrplan vorlegen. Das ist nicht einfach, denn zum Zeitpunkt der Aufstellung dieses Planes liegen die Ergebnisse der Getreide- und Kartoffelernte noch nicht vor, und es ist auch noch nicht zu übersehen, in welchem Umfange die veredelten Erzeugnisse der eigenen Landwirtschaft anfallen. So zeichnet sich der Mitte Juli vom Bonner Wirtschaftskabinet genehmigte Versorgungs-Fahrplan 1958/1959 auch durch große Elastizität und viele Unbekannte aus.

Er beschäftigt sich ausführlich mit dem Soll und Haben und einem guten Ausgleich beider Posten für Getreide, Zucker, Fleisch und Butter. Darüber hinaus muß der Versorgungs-Fahrplan Rücksicht nehmen auf die oft sehr verwickelten handelsvertraglichen Verpflichtungen und gewisse Bindungen an traditionelle Lieferanten (z. B. bei Butter Dänemark und Holland). Diese Zusammenhänge sehen nicht alle Käufer. Im Vordergrund stehen für den Verbraucher die berechtigten Wünsche: Gute und reichliche Auswahl, preiswerte Ware! Aber auch andere tragen ihre Wünsche vor. Da ist das Ausland, das seine Überschüsse verkaufen will, und da sind auch die Bauern, die Ansprüche geltend machen.

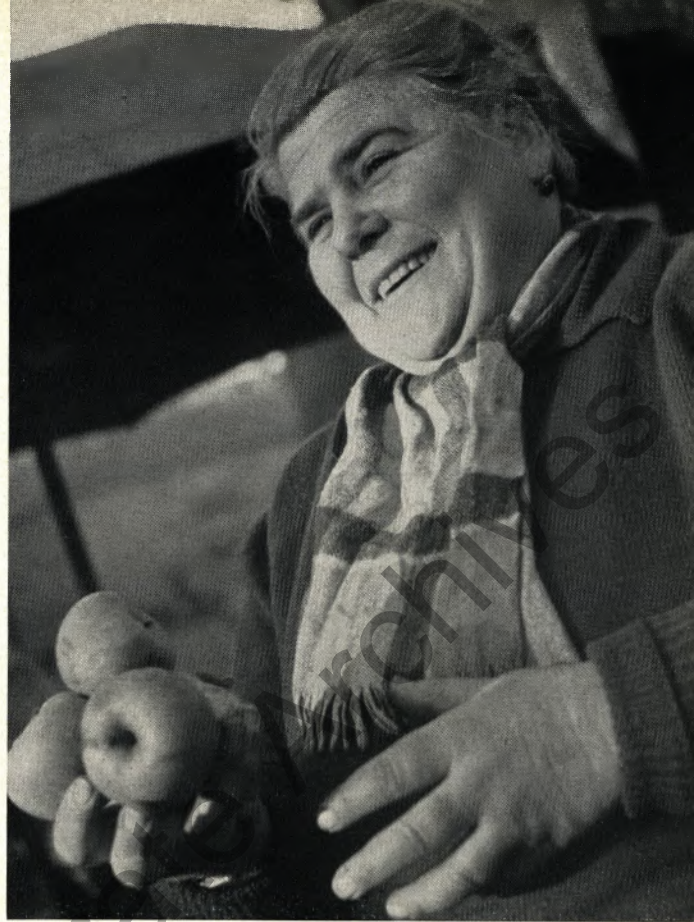
Einfach ist es also nicht, es jedem recht zu machen, und uns klingen aus den

als jenes beklagenswerte Opfer fühlt, das immer wieder die Zechen bezahlen muß.

Für alle jene, die jedoch das bittere Gefühl nicht los werden, vom Handel, von den Bauern, von den Produzenten oder sonstwem übers Ohr gehauen zu werden, leuchtet ein Hoffnungsschimmer auf: Unten dem trocknen Aktenzeichen I ZR 109/56 entschied vor einiger Zeit der Bundesgerichtshof in Karlsruhe durch Urteilsspruch, daß der Direktverkauf des Großhandels (und folgerichtig doch gegebenenfalls auch des Produzenten) unmittelbar an den Verbraucher nicht grundsätzlich wettbewerbswidrig ist. Im Zeichen der geltenden freien Marktwirtschaft könne der Unternehmer den Weg seiner Ware selbst bestimmen, sofern er es offen und ehrlich mache. Eine „billige Quelle“ für dieses oder jenes ist also erlaubt und kann genutzt werden, ohne deshalb ein schlechtes Gewissen haben zu müssen. Weit wichtiger ist hier jedoch die Frage: Wird diese Entscheidung ganz allgemein zu sinkenden Preisen führen? Es scheint sich hier etwas anzubahnen, was eines Tages noch weite Kreise ziehen kann.

Denn bereits vor und unmittelbar nach dem entscheidenden Urteil machten „Preisbrecher“ von sich reden, die billiger anboten als ihre Konkurrenz und die trotzdem durch den steigenden Umsatz ein gutes Geschäft machten. Weiter bildeten sich bereits Käufer-Interessengemeinschaften, Verbraucher-Einkaufsgesellschaften und Einzelhandelsverbände der Verbraucherinteressen, deren Umsatz seit Wochen und Monaten stetig steigt. Ihnen schließen sich immer mehr Firmen an, die dadurch besonders preiswert einkaufen und dann natürlich auch entsprechend preiswert verkaufen können.

Gewiß wünscht niemand, dem kleinen Ladenbesitzer und Geschäftsmann durch Mammut-Organisationen das Wasser abzugraben. Es gibt satzsam Beispiele, daß gerade „der kleine La-



„Preiswerte Äpfel heute, Leute!“ — Als der brave Ehemann am freien Samstag mit den Markt aufsuchte, hielt er die prächtige Szene im Bild fest

den“ mit persönlichem Kundendienst beliebt und preiswert ist. Ein allgemeiner echter, guter und gerechter Wettbewerb kann diesem jedoch in jedem Fall nur recht und — hoffentlich — billig sein. Und das in diesem Jahr, das von vielen „das Jahr des Verbrauchers“ genannt wird. Barbara Reichert

Warum und weswegen?

Warum kaufen Frauen etwas? — Darüber hat eine amerikanische Zeitschrift eine Umfrage angestellt. Und hier das Ergebnis:

- Der Ehemann hat seiner Frau ausdrücklich gesagt, sie soll den Gegenstand nicht kaufen!
- Die Ware stammt aus Paris!
- Das neu erworbene Stück bringt die Wäsche der Frau zur besonderen Geltung!
- Die Nachbarn haben nicht das Geld, sich das gleiche zu kaufen!
- Niemand besitzt so etwas!
- Jeder hat so etwas!
- Die Neuerwerbung ist originell!
- Kurz und knapp: Die Frau kaufte den Artikel ganz einfach nur deshalb, weil sie ihn haben wollte und ohne irgendeinen besonderen Grund anzugeben!

Stimmt das? Oder sollten hierzulande die Frauen vielleicht anders sein?

Was Frauen angeht und Männer lesen sollten

vergangenen Monaten dieses Jahres noch recht unerfreuliche Auseinandersetzungen über Schweineschwemme, Butterfront und Käseinflation in den Ohren, um nur bei den Nahrungsmitteln zu bleiben. Es läßt sich immer darüber streiten, warum und wie etwas nun ausgerechnet so geregelt werden muß. Doch das würde nichts daran ändern, daß der Verbraucher sich stets

Können wir in der Technik noch Menschen bleiben?

Betrachtung über die Freiheit des Menschen bei der Arbeit – Tiefofenbetriebe als Beispiel

Was bietet die moderne Technik dem Menschen? Hemmt oder fördert sie seine Entwicklung? Wir alle sind verschieden im Denken und Wollen — auch im Hinblick auf den Arbeitsplatz, der unseren Lebensunterhalt sichert.

Es gibt Menschen, die wünschen sich geradezu eine schablonenhafte Arbeit, die mit möglichst wenig geistiger Anstrengung ausgeführt wird. Sie wollen dabei auch noch an den Sport, den letzten Film, das Treffen mit der Braut usw. denken können. Es gibt aber auch andere, die von Schaffensfreude und Vorwärtstreben beherrscht sind. Sie suchen nach einer Tätigkeit, bei der sie ihre Fähigkeiten entwickeln und sich besser entfalten können. Sie sind bereit, Verantwortung zu tragen und persönlich einen Beitrag zur Weiterentwicklung des Werkes zu leisten. Sie wollen nicht nur ein „Rädchen“ im Getriebe sein, sondern auch bei der Arbeit mit den ihnen gegebenen Fähigkeiten die Dinge ihrer Umwelt abwägen und bewerten, und sie sind bestrebt, sich weiterzubilden. Im Reich der Materie, der Stoffe, entscheiden sie, was für einen bestimmten Zweck am besten zu verwerten ist; auch im Reich der Moral wissen sie zu bewerten, was gut und böse, was wahrhaftig und verlogen ist. Sie gebrauchen hierzu die Freiheit, die jeder Mensch besitzt und die ihm seine Würde schenkt.

Im Betrieb sehen wir auf einen ersten Blick nur eine Menge von Gebundenheit, die den einzelnen in seinen Wirkungskreis zu zwingen scheint. Jeder ist hier auf seinen Kollegen angewie-

sen und dem Meister verantwortlich, der wieder dem Ingenieur und der wieder dem Direktor und der Direktor wieder dem Vorstand. Der Vorstand ist für das Wohl und Wehe des ganzen Unternehmens und des einzelnen entscheidend. Er ist abhängig von „seiner Majestät“ dem Kunden und der Konjunktur und schuldet dem Aufsichtsrat Rechenschaft. Ist da noch Freiheit?

Ja, denn jeder arbeitende Mensch kann auch heute noch, wenn er will, seinem Schaffen einen Sinn geben, wie es der Handwerker der früheren Zeit verstand. Glücklicherweise ist in unseren modernen Großbetrieben der Mensch immer noch weit mehr als nur ein seelenloses Rädchen im Produktionsprozeß. Denn die Aufgaben, die hier in geistiger und körperlicher Hinsicht jedem einzelnen gestellt werden, um das komplizierte Räderwerk der modernen Industrie in Gang zu halten, verlangen Menschen, aber keine Roboter.

Als Beispiel diene eine Betrachtung der Arbeit in den Tiefofenbetrieben des Werkes Ruhrort. — Da kommt ein Neuer in unserem Werk zur Abteilung Blockstraßen. Die Betriebsleitung stellt fest, daß er geeignet und willig ist, daß er zuzupacken versteht und große Hitze vertragen kann. Er wird an die Tiefofen geschickt und ist gewiß froh darüber; denn dort wird verhältnismäßig gut verdient. Aber bald merkt er auch, daß er mit manch besonderer Leistung für seinen Lohn aufwarten muß. In den ersten Tagen führt ihn der Meister in seine Arbeit ein und gibt ihn dann zu einem erfahrenen Ofenmann.

Die Stahlwerke erschmelzen die verschiedensten Qualitäten und gießen sie in Blockformen, sogenannten Kokillen, zu Rohblöcken oder Rohbrammen ab. Im Tiefofen werden sie auf eine im Äußeren und Inneren angenähert gleich hohe Temperatur von etwa 1270 bis 1320 Grad gebracht, bevor sie in der Blockwalze auf kleinere Querschnitte ausgewalzt werden. Das Problem ist hierbei folgendes: Die frischgegossenen Rohblöcke sind äußerlich fest, haben aber einen flüssigen Kern. Sie müssen sich auf eine Temperatur ausgleichen, die dem Material an jeder Stelle die gleiche Festigkeit und Bildsamkeit verleiht. Andernfalls reißen die Rohblöcke beim Walzen auf oder bekommen „Bäuche“. Der Ausgleich findet statt, wenn die höhere Wärme aus dem Blockkern zu den äußeren Blockteilen abfließen kann, während die kälteren Oberflächen Wärme aufnehmen.

Die Tiefofen, so genannt, weil sie meist unter Hüttenflur gebaut wurden, haben im Laufe der Zeit verschiedene Ausbildungen erfahren. Die heutigen Großraumöfen haben die Form einer hohen Zigarrenkiste, mit 1—2 Brenndüsen und einem Gasabzug in einer Kopfwand. Oben sind sie mit einem in Sandtassen eingreifenden Deckel geschlossen. Meist wird in ihnen Hochofengas verbrannt. Die Rohblöcke werden durch Blockziehkranne in die Tiefofen eingesetzt und nach dem Durchwärmen auf Walztemperatur wieder gezogen. An den Greifstellen der Kranzangen schlagen die Ofenleute Zangendorne ein, die verschleißfest und daher sehr teuer sind und gepflegt werden müssen.

Bei älteren Tiefofen, wie sie an der Blockstraße I noch in Gebrauch sind, befinden sich kleinere Brenner in größerer Zahl in den Seitenwänden, so daß jeder Block zwischen zwei Brennerflammen zu stehen kommt. Weil dabei die unteren Blockteile leicht angeschmort werden können, hat man die neueren Tiefofen an der Blockstraße II anders gebaut. Dort vermeidet man die Berührung der aktiven Brennerflamme mit den Rohblöcken, indem man die Ofenräume höher ausgebildet und die Brenner über den Rohblöcken angeordnet hat. Die Rohblöcke werden nur noch von ausgebrannten Gasen umspült und zusätzlich durch die Strahlung der Wände und Deckel erwärmt. Voraussetzung für eine gute Durchwärmung ist, daß die Rohblöcke gut verteilt und entsprechend locker im Ofen stehen.

Blick auf die Tiefofen mit Meßständen, die der neuen Block- und Kontistraße vorgelagert sind

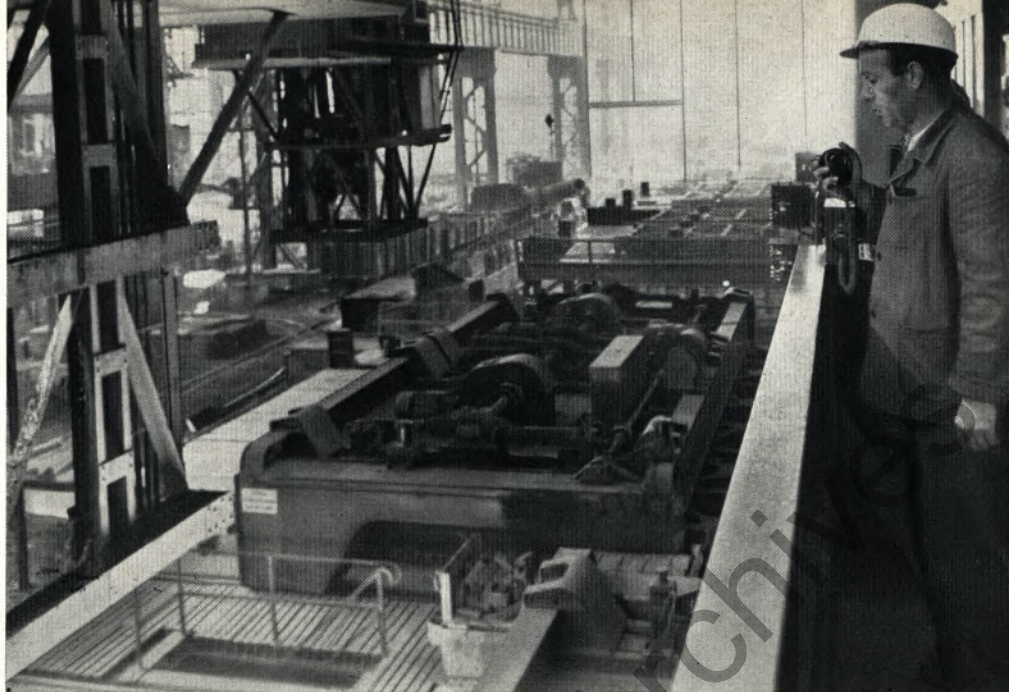


Das ist nun leichter gesagt als getan, denn die Stehflächen an den Blockfüßen sind oft rund oder mit „Knochen“ behaftet, oder der Block ist umgekehrt konisch gegossen, so daß er zum Umfallen neigt. Um dennoch ein aufrechtes Stehen in guter Ausrichtung zu erreichen, werden die Sohlen der Öfen der Blockstraße II mit einer 20 cm hohen Schicht aus Dolomitschotter belegt.

Aber da spielt ein weiteres Problem mit: die Schlackenbildung im Ofen durch den Zunder an den Blöcken. In vielen Fällen ist dieser erwünscht, weil kleinere Oberflächenfehler mit dem Zunder vor oder beim Walzen verschwinden. Es läßt sich nicht immer vermeiden, daß der Zunder schon im Tiefofen auf die Herdsohle fällt und daß bei höheren Ofentemperaturen der Zunder von den Blöcken abfließt. Zum Beispiel geschieht dies bei übermäßig langem Verweilen der Blöcke im Ofen. Die Schlacke wächst auf der Ofensohle und muß entfernt werden, so daß der Ofen während dieser Zeit für die Produktion ausfällt.

In der neuen Tiefofenanlage vor Blockstraße II genügt es, wenn die Schlacke alle 8 bis 14 Tage ausgekratzt wird, was ein bis zwei Stunden dauert. In der älteren Anlage vor Blockstraße I haben wir blanke Steinsohlen und können flüssige Schlacke durch „Füchse“ ablaufen lassen. Das geschieht täglich mehrmals. Der Neuling lernt bei der Schlackenentfernung schwere, heiße und staubige Arbeit kennen und wird belehrt, niemals flüssige Schlacke in Wassertümpel laufen zu lassen, da dies zu Explosionen führen kann, die schon tödliche Unfälle verursachten. Trotz allem wächst die Schlacke in den Herdräumen an. Dann muß der Tiefofen kalt gestellt und die Schlacke mit Hilfe von PreBluftmeißeln ausgespitzt werden. Es liegt sehr viel an der Gewissenhaftigkeit jedes einzelnen Tiefofenmannes, um den mit einem Produktionsausfall verbundenen Stillstand möglichst lange zu vermeiden. Ehe der Neuling einen Ofen bekommt, muß er dies und manches andere verstehen.

Dazu gehört auch der Unfallschutz. Hier ist vor allem zu vermerken, daß das Kohlenoxyd der Heizgase giftig und leider auch farblos, geschmacklos und geruchlos ist. Nur durch die Gasbeimengungen, die man riechen kann, wird man im Betrieb auf eine Vergiftungsgefahr aufmerksam. Bei Gasvergiftungen ist schnellste Hilfe durch die Unfallstation, welche Sauerstoffapparate bereithält, notwendig. Weiterhin gibt es zum Körperschutz bei der Arbeit Helm, Schutzbrille, Mundschwamm, Drahtnetz, Bein- und Fußschützer so-



1. Tiefofenmann Ewald Lechtermann dirigiert durch Sprechfunk mit dem Kranführer den Tiefofeneinsatz. Im Bild links erkennt man die Kranbahn und den Kran, in der Bildmitte befinden sich die Tiefofen.

wie Feuerlöschgeräte. Leider lassen sich nicht alle Unfallschutzgeräte so ideal gestalten, daß sie nicht bei der Arbeit hindern. Jedoch muß unser Grundsatz heißen: „Vor allem Sicherheit!“

Solch ein Betrieb läuft also keineswegs mechanisch, sondern nur durch die Gestaltungskraft des Menschen. Über das Handwerkliche hinaus erfordern die Tiefofen betriebliche Denk- und Organisationsarbeit. Erfreulicherweise finden sich immer Menschen, die an der praktischen Lösung solcher Aufgaben gerne mitarbeiten. Der tüchtige Tiefofenmann wird sich im Laufe der Jahre viele wichtige Kenntnisse hierüber und über die Leistungsfähigkeit der verschiedenen Tiefofen, sowie über die Einsatzmöglichkeiten von halbkalten oder ganzkalten Rohblöcken oder Rohbrammen aneignen. Er muß da oft rasch und umsichtig entscheiden. Und jeden Tag ist die Lage wieder ein wenig anders. Er muß Erfahrung, Übersicht und große Umsicht besitzen.

Zu Hilfe kommen den Ofenleuten heutzutage Meßgeräte aller Art, mit denen z. B. Temperaturen, Gas- und Luftmengen, Herdraumdruck und mancherlei andere Daten angezeigt werden. Ein Teil der Tiefofenbesatzung muß so geschult sein, daß er für die richtige Ofenführung die Messungen lesen und beurteilen kann. Keiner von ihnen darf dabei aber seine praktische Erfahrung außer acht lassen, um trotz der Messungen die Vorgänge im Ofen kontrollieren zu können.

Dies gilt auch für die Pflege des Mauerwerks, der Ofendeckel und ihrer Abdichtungen, der Schieber, Drosselklappen, Ventile usw., die insbesondere beim Anheizen oder Abkühlen im Zu-

sammenhang mit Stillständen von Bedeutung ist. Besonders erwähnt werden müssen noch die Rekuperatoren oder Wärmeaustauscher. Die Tiefofen benötigen sie, um die hohe Temperatur der Abgase auszunützen für die Vorwärmung des heizwertarmen Hochofengases auf etwa 430 Grad und der Verbrennungsluft auf etwa 650 Grad. Erst mit solcher Wärmerückgewinnung lassen sich die Tiefofen ohne teuren Koksgaszusatz betreiben. Der Wärmeaustausch findet in den Rekuperatoren in Röhrenbündeln statt, die recht hohe Temperaturunterschiede aushalten müssen. Es dürfen keine Überhitzungen in ihnen stattfinden, welche dann vorkommen, wenn die Heizgase nicht im Ofen, sondern erst dahinter „nachverbrennen“.

Es gehört schon viel dazu, bis ein Ofenmann in der Lage ist, diese Gefahren zu erkennen und ihnen zu begegnen.

Nach alledem wird es begreiflich, daß es für manche Menschen eine reizvolle Aufgabe sein kann, sich beispielsweise am Tiefofen weiter aufwärts zu entwickeln. Und dies eben nicht nur des Tariflohnes wegen, sondern auch weil die Tätigkeit selbst, bei aller Gebundenheit an die Verhältnisse und die Vorgesetzten, durch richtige Verantwortungsfreudigkeit aufwärts führt und eine stolze Befriedigung bereitet — darüber nämlich, daß man sich den täglich wechselnden Aufgaben in einem komplizierten Betrieb aus eigenem freiem Willen und eigenem Können gewachsen zeigt. Und überall, wo dies geschieht, so scheint es mir, bewahrt sich der Mensch auch im technischen Großbetrieb noch eine menschenwürdige Gestaltung seines Daseins in Freiheit. Obering. Herbert Frank, Ruhrort

August Thyssen gab den „Ritterschlag“



Schulmeister hatte er werden wollen, der Abteilungsleiter der Mülheimer Kostenabteilung Aloys Ernst. Dieser Wunsch fand keine Erfüllung, denn vor 50 Jahren — am 3. August — wurde Aloys Ernst ein „Thyssianer“, der von August Thyssen selbst noch „den Ritterschlag bekam“. 47 Jahre dieses halben Jahrhunderts war er als Kostenrechner tätig, davon 20 als Abteilungsleiter. Hüttendirektor Dr. Vellguth, der mit herzlichen Worten die Glückwünsche für den Vorstand aussprach, brachte den Beruf des Lehrers und des Kostenrechners in eine enge Beziehung, denn beide hätten in ihrem Bereich eine große erzieherische Aufgabe zu erfüllen. Dieser Aufgabe sei der Jubilar jederzeit gerecht geworden. Er habe die Entwicklung des Kostenwesens 50 Jahre lang miterlebt und die schwierige Materie mit größter Beweglichkeit beherrscht. Den Dank für die Mitarbeit dehnte Dr. Vellguth auch auf die Familie und besonders die Gattin des Jubilars aus. Auf unserem Bild nimmt Abteilungsleiter Ernst (rechts) die Glückwünsche entgegen; es stoßen auf viele Jahre in Gesundheit und Frische an (v. l. n. r.): Hüttendirektor Dr. Vellguth, Hbv. Wintrich, Dr. Höhne vom Betriebswirtschaftlichen Institut der Eisenhüttenindustrie (verdeckt), Dir. Häger und Hüttendir. Schiewerling.

Im letzten Monat verschieden unsere Mitarbeiter:

WERK RUHRORT

Horst Weber, Zurichtung Straße V
Hans Wermuth, Putzerei II
Willy Engwich, Maschinenbetr. Hochofen
Ewald Schmidt, Maschinenbetr. Hochofen
Wilhelm Riehl, Kesselschmiede

WERK HÜTTENBETRIEB

Hermann Roche, Hochofen

WERK THYSSEN

Hans Groenhout, Rangierbetrieb
Johann Unterberg, Rohrwerk
Jakob Dienstknecht, Hauptwerkstatt II
Franz Reimann, Bauabteilung

WERK POENSGEN

Wilhelm Banze, Röhrenw. III, Zieherei
Karl Hafner, Röhrenwerk I, Revision

WERK HILDEN

Karl Luttermann, Lohnabrechnung und Betriebskrankenkasse

Wir bewahren ihnen ein ehrendes Andenken

40 Jahre im Dienst

WERK RUHRORT

Heinrich Golz,
zentrale Lagerverwaltung, 19. 8.
Anton Wilkendorf,
Masch.-Betr. Krafthaus, 4. 10.
Heinrich Weck,
Walzwerk Fertigstraße 6, 5. 10.
Wilhelm Schiersch,
Walzwerk Blockstraße 2, 21. 10.
Rudolf Herrmann,
Masch.-Betr. Halbzeugstr., 21. 10.

WERK HÜTTENBETRIEB

Franz Zajuns, Masch.-Betr., 29. 10.

WERK THYSSEN

Heinrich Nolte, Stahlwerk, 3. 10.
Adolf Geldmacher, Kranabt., 6. 10.
Heinrich Steinkamp,
Eisenwerk, 7. 10.
Emil Hövel, Kasse, 15. 10.
Friedrich Granitzki,
Stahlwerk, 22. 10.
Johann Kronenberger
Blechwerke, 24. 10.

25 Jahre im Dienst

WERK RUHRORT

Emil Simon,
Mech. Hauptwerkstatt, 2. 10.
Franz Barzen,
Masch.-Betr. Thomaswerk II, 3. 10.
Johann Nussbaum,
Masch.-Betr. Thomaswerk I, 9. 10.
Hans Kinder, Elektrobetrieb Stahl-
und Walzwerke, 12. 10.
Theodor Dresen, Walzwerk, 24. 10.
Nikolaus Thielen,
Mech. Hauptwerkstatt, 29. 10.

WERK THYSSEN

Hermann Grund,
Masch.-Betr. II, 30. 9.
Dipl.-Ing. Heinz Remmert,
Maschinenabteilung, 16. 10.
Robert Respondek,
Rohrwerk Verladung, 1. 10.
Josef Scheidtweiler,
Rohrwerk, 8. 10.
Franz Padniewski,
Hochdruckabteilung, 12. 10.

WERK POENSGEN

Josef Schmitz, Werk I, 14. 10.
Dr. Ewald Baerlecken,
Metallurgische Abteilung, 16. 10.

80 Jahre

alt wurden

Wilhelm Oppers, Mülheim, 4. 9.
Michael Figiel, Dbg.-Meiderich, 7. 9.
Heinrich Puller, Düsseldorf, 7. 9.
Johann Loth, Dbg.-Beeck, 12. 9.
Johann Reinhard, Düsseldorf, 14. 9.
Heinrich Kiefer, D'dorf-Eller, 14. 9.
Hermann Lewecke,
Dbg.-Meiderich, 20. 9.
Bruno Kuczora, Mülheim, 21. 9.

Franz Zielezinski,
Oberhausen, 21. 9.
August Gosen, Mülheim, 22. 9.
Wladislaus Pulkowski,
Mülheim, 27. 9.

Goldene Hochzeit

feierten die Ehepaare

Fritz Fischer, Düsseldorf, 4. 9.
Karl Dmoch, Mülheim, 11. 9.
Franz Frintrop, Mülheim, 12. 9.
Wilhelm Weiler, Düsseldorf, 12. 9.
Max Kosch, Wickede, 16. 9.
Josef Drewecke, Meiderich, 26. 9.

Heinrich aus der Wiesche (64), Meister in der Maschinenabteilung II des Werkes Thyssen, feiert am 2. Oktober sein Gold-



jubiläum. Gern plaudert er von seinen ersten erlebnisreichen Jahren im Werk, in denen er bei Josef Thyssen Laufjunge war. Am Feierabend widmet sich der Jubilar mit besonderer Freude und Sorgfalt seinem Garten, der rund um sein schmuckes Häuschen liegt.

Zweimal »Diamantene«

Zwei Pensionäre konnten Diamantene Hochzeit feiern.

Am 3. September beging das Ehepaar Hermann Götting aus Mülheim-Speldorf seinen Ehrentag. Der 82jährige Pensionär war Meister in der Schreinerei des Werkes Thyssen. Für den Rest seiner Tage hält er es wie bisher mit dem Leitspruch von August Thyssen: „Wer rastet, der rostet!“

Die Eheleute Heinrich Bolze aus Duisburg-Ruhrort feierten ihre diamantene Hochzeit am 27. September. Genau zur Jahrhundertwende trat der Diamantenbräutigam in den Dienst unseres Unternehmens und arbeitete hier als Schlosser.

Die kleine Werkzeugzeitung



SEPTEMBER 1958

PHOENIX-RHEINROHR-KURZNACHRICHTEN

1. Jahrgang



Rauhe Sitten

Mit einer „Drohung“ besonderer Art bemüht sich die freiwillige Feuerwehr einer kleinen oberfränkischen Gemeinde bei Forchheim, Geld für den Kauf einer dringend benötigten Feuerwehrspritze zu bekommen. Die Verantwortlichen schicken ein Rundschreiben an alle Gemeindeglieder mit der Bitte um freiwillige Spenden. Der Brief schließt mit dem energischen Satz: „Sollten nicht genügend Spenden eingehen, sehen wir uns gezwungen, ein Konzert zu veranstalten.“ Die Freiwillige Feuerwehr!

Wenn dieser Briefstil Schule machen sollte, könnte zum Beispiel jemand an die Personalabteilung schreiben: „Wenn Sie mir für den nächsten Ersten keine Gehaltserhöhung zusagen, sehe ich mich gezwungen, Ihnen unter Ihren Fenstern ein recht lautes Ständchen zu bringen.“

Die Fernseh-Lawine

In Facharbeiterhaushalten stehen nach einer Meinungsumfrage des Frankfurter Mafo-Institutes mehr Fernsehempfänger als in Angestellten- und Beamtenhaushalten. Die Rundfrage ergab, daß Einkommensempfänger von etwa 600 DM netto monatlich mehr Fernsehempfänger besitzen als solche mit einem Netto-Einkommen von 1000 DM und mehr.

*

Jeder 55. Einwohner der Bundesrepublik konnte durch den Einsatz öffentlicher Mittel im Jahre 1957 eine neue Wohnung beziehen. Im sozialen Wohnungsbau erhielten im Jahre 1957 insgesamt 267 600 Familien und 11 700 Einzelpersonenhaushalte (das waren 922 000 Personen) neuen Wohnraum.

Alle Werkschöre singen in einer Veranstaltung

Rund 350 Sänger werden am 25. Oktober auf dem Podium des Robert-Schumann-Saales im Düsseldorfer Ehrenhof stehen, wenn das Festkonzert zum Silberjubiläum des Werkschöres Poengen mit dem Chor „Herrgott schütz das deutsche Land“ von Desch feierlich ausklingt. Dieser große Gesamtchor bildet sich aus dem Jubelverein, den Werkschören aus Dinslaken, Hilden und Immigrath, den Männergesangsvereinen „Frohsinn“ und „Sangeslust“ (Werk Ruhrort und Hüttenbetrieb) und dem Thyssen-

Notruf der Düsseldorfer Betriebskrankenkasse

Die Betriebskrankenkasse des Werkes Poengen, zu der auch die Hildener Belegschaft gehört, hat Ende Juli einen dringenden Aufruf an alle Mitglieder und ihre Angehörigen erlassen, daß jeder mithelfen soll, die Krankenziffer auf ein normales Maß zu bringen. Denn die finanzielle Entwicklung der betrieblichen Krankenversicherung ist äußerst beunruhigend. Die ständigen Mehrausgaben ab 1957 haben das Vermögen und die Rücklagen der Kasse verzehrt. Für Leistungen an Mitglieder wurden im vergangenen Jahr 142 938,85 DM mehr ausgegeben und für Rentner 52 350,50 DM. Für das erste Halbjahr 1958 belaufen sich diese Mehrausgaben auf 77 245,99 DM beziehungsweise 7 737,30 DM. Besonders auffallend ist bei dem Studium der Rechnungsergebnisse der außergewöhnlich hohe Anteil der Leistungen für Kranken- und Hausgeld. Bei einem Rückgang der Krankenziffern auf eine normale Höhe

würde die Kasse von dieser außergewöhnlichen Belastung frei. Auf Grund der geschilderten Lage wurde am 30. Juni in der Einnahmen- und Ausgabenrechnung ein Fehlbetrag von 140 748,70 DM festgestellt. Die Differenz kann nur durch eine Beitragserhöhung beseitigt werden. Es besteht bei der zur Zeit hohen Zahl der Arbeitsunfähigen aber auch die Gefahr, daß neben einer Beitragserhöhung die bis jetzt noch gewährten Mehrleistungen teilweise wegfallen müssen, wenn die Krankenziffern im Werk Düsseldorf nicht wieder absinken. Die Vertreterversammlung und die

Geschäftsführung der Betriebskrankenkasse bitten die verantwortungsbewußten Mitglieder, mit darauf zu achten, daß Ausbeuter die gemeinsame Einrichtung nicht gefährden. Nur bei einer vernünftigen Inanspruchnahme der Kassenmittel werde man in Zukunft den einsichtigen Mitgliedern und ihren Angehörigen in ernstesten Krankheits- und Arbeitsunfähigkeitsfällen eine ausreichende Hilfe gewähren können. Es geht darum, die Betriebskrankenkasse in Düsseldorf zu schützen und eine fast hundertjährige Tradition wirksamer sozialer Betreuung weiterzuführen.

Deutsche Stahlarbeiter plagt kein Fernweh

Deutsche Stahlarbeiter sind sehr heimisch und wenig von Fernweh geplagt. Das kann man aus einer Übersicht der Hohen Behörde der Montanunion ersehen. Von allen westdeutschen Stahlarbeitern arbeiten 99,6 % in Hütten- und Walzwerken der Bundesrepublik oder

an der Saar und nur 0,4 % sind in einem anderen Montanunionland beschäftigt. Diese Angaben beziehen sich auf die Jahre 1954 bis 1957. Auch die Franzosen ernähren sich lieber im eigenen Lande. Nur 1 % der Stahlarbeiter arbeitet außerhalb Frankreichs in einem Gemeinschaftsland. Von den luxemburgischen Arbeitern sind 3 %, von den niederländischen 6,7 % und von den belgischen 9,3 % außerhalb der Landesgrenzen in der Montanunion beschäftigt.

Die italienischen Stahlarbeiter dagegen sind „Zugvögel“ und lassen sich mehr an ausländische Werke vermitteln. Dieses Bestreben hat in der Montanunion zugenommen. Von den in der Montanunion beschäftigten Stahlarbeitern italienischer Nationalität arbeiten nur 73,8 % in Italien selbst und 26,2 % in anderen Ländern.

Das Glück wurde auf einen Steckbrief gebannt

„Sagen Sie es mit Ihren eigenen Worten, was Glücklichein für Sie bedeutet“ lautete ein Umfrage des Emnid-Institutes in Bielefeld. Die Ergebnisse der Befragung wurden zusammengestellt und das so launische und schlecht greifbare Glück auf einen Steckbrief gebannt.

Gesundheit ist für die meisten Bundesbürger das größte Glück. 32 % aller Befragten waren sich in dieser Ansicht einig. Für 27 % sind Sorglosigkeit und Zufriedenheit ihr Glück und 26 % suchen es im Geldverdienst und im Auskommen. 15 % fühlen sich dann am glücklichsten, wenn in Familie und Ehe die beste Harmonie herrscht.

Bemerkenswert erscheint, daß von den unter 25jährigen 28 % das Glück mit „Geldverdienst und Auskommen“ gleichsetzen. 35 % der befragten Arbeiter waren ebenfalls dieser Meinung, während die Selbst-

ständigen und Beamten (17 und 18 %) dem materiellen Glück am wenigsten trauten. Die Gesundheit spielt mit zunehmendem Alter eine immer größere Rolle. Und schließlich ergab die Befragung, daß Glücklichein eine Erscheinung ist, die man erst mit zunehmendem Alter richtig einzuschätzen weiß. Als „sehr glücklich“ bezeichneten sich jedenfalls nur die Befragten, die etwas älter als 25 Jahre sind. Bei den Älteren sinkt die „Kurve des Glücks“ dann wieder.

Letzter Tag im Werk wurde Überraschung

Der letzte Tag im Werk war für den Vorarbeiter Nikolaus Kosten aus der Maschinenabteilung II in Mülheim voller Überraschungen. 48 Jahre lang war er in dieser Abteilung beschäftigt. Und dann hieß es Abschied nehmen. So sehr sich

Nikolaus Kosten auch auf diesen letzten Arbeitstag gefreut hatte, so war er doch ein wenig bedrückt wie alle, die die Stätte langjährigen Wirkens verlassen.

Seine Mitarbeiter versuchten in rührender Weise, ihm den Abschied so leicht wie möglich zu machen. Sie hatten ein Geschenk und Blumen besorgt und erfreuten Nikolaus Kosten mit einem Ständchen. Daraus ist zu ersehen, wie viele Freunde er sich während seiner Dienstzeit durch sein freundliches und hilfsbereites Wesen bei jung und alt gewonnen hatte. Oberingenieur Timmermann konnte mit Recht sagen: „Ich kenne keinen, der so wenig Feinde hatte wie Sie!“ Und selbst in einiger Zeit werden sich die Mitarbeiter noch gern an den Vorarbeiter Kosten erinnern, und mancher von ihnen mag später noch sagen: „Weißt du noch, als der Nikolaus Kosten damals . . .?“ (Siehe auch Seite 23).

Liebe zum deutschen Lied bekunden. Das Mülheimer Werksorchester hat ebenfalls seine Teilnahme zugesagt, so daß also bis auf die Blaskapelle sämtliche Vereinigungen der Chor- und Orchestergemeinschaft unseres Unternehmens mitwirken. Der zweite Höhepunkt des Düsseldorfer Chorjubiläums ist der Sängerkommers mit Jubilarenehrung am 31. Oktober in der Rheinterrasse. Ein gemeinsames Beisammensein mit Tanz, Unterhaltung und vielen bunten Überraschungen soll den Abend beschließen.



Das Zeichen, unter dem die Stadt Kerkrade die Musiker der Welt nach Holland ruft, schmückt die beiden Medaillen, die unsere Musiker als erste Preise erhielten

Mit klingendem Spiel zogen sie in das fahngeschmückte Kerkrade ein, die Musiker des Mülheimer Werksorchesters, Blaskörper und Trommlerkorps der St. Caecilia aus Bingelrade, einem Dorf mit 700 Einwohnern, wenige Kilometer von Kerkrade entfernt, holte unsere Musiker und die Mülheimer



Die Harmonie St. Caecilia aus Bingelrade holte die Mülheimer an der Grenze ab. An der Spitze marschierte diese Trommlergruppe

„Schlachtenbummler“ an der Grenze ab. Bis zum folgenden Abend wurden die Mitglieder des Werksorchesters mit solcher Herzlichkeit und Gastfreundschaft in diesem musikfreundigen Ort aufgenommen, daß der Aufenthalt in Bingelrade und die Stunden des gemeinsamen Beisammenseins mit dem Austausch

6 000 Menschen faßt das Zelt, in dem der internationale Musikwettbewerb stattfand. Auf dem Podium rechts sehen wir das Mülheimer Werksorchester unter seinem jungen Dirigenten Schmidt-Pauly während des Ehrenwettbewerbstitels

Zwei erste PREISE

Das Mülheimer Werksorchester nahm am 9. August zum zweiten Mal an den Weltmusikfestspielen der Laienorchester in Kerkrade (Holland) teil und holte sich zwei erste Preise. Das ist als ein schöner Erfolg zu werten, da unsere Musiker in der höchsten Klasse spielten.

von Geschenken immer ein schönes Erlebnis bleiben werden. Mit besonderer Freude lud deshalb Vereinsvorsitzender Prok. August Ullrich, der die gesamte Hollandfahrt vorbildlich eingeleitet und durchgeführt hatte, die holländischen Gastgeber aus dem Dorf Bingelrade zu einem Gegenbesuch nach Mülheim ein.

Diese Freundschaft und die Pflege der menschlichen Beziehungen über die Grenze hinweg — sie machen mit den

Wert der „Weltmusikolympiade“ im Bergarbeiterstädtchen Kerkrade aus. Alle vier Jahre finden diese internationalen Festspiele der Laienorchester statt.

Musik kennt keine Grenzen, Musiker haben es so leicht, sich zu verständigen. Aus fast allen Ländern der Erde, sogar aus Algerien, Kanada und Texas, kamen

5 000 Musiker. Als die Mülheimer am 9. August auftraten — sie nahmen damit zum zweiten Mal teil — war das Festzelt, das 6 000 Menschen faßt, sehr gut besetzt. Unter den Zuhörern befanden sich auch Hüttendirektor Schiewerling, die Direktoren Dr. Baumgardt und Dr. Deipenbrock, die Prokuristen Müser und Schnittker (Verkauf Ausland) mit Direktor Moors und weiteren Vertretern der Nedeximpo Amsterdam, Vorstandsmitglieder der Philips Harmonie,



Das Mülheimer Werksorchester zieht in das fahngeschmückte Bergarbeiterstädtchen ein; an der Spitze der Vereinsvorsitzende Prokurist Ullrich und der Dirigent Schmidt-Pauly (1. und 2. von rechts)

Eindhoven, sowie der 1. und 2. Vorsitzende der Chor- und Orchestergemeinschaft von Phoenix-Rheinrohr.

Unser Orchester war im Programm als 13. aufgeführt. Abergläubische bangten aber umsonst: Die Mülheimer Musiker errangen in der höchsten Klasse mit dem Vortrag der Oberon-Ouvertüre von Weber und der Sinfonie Nr. VIII (Unvollendete) von Schubert für ihre beachtlichen Leistungen einen ersten Preis. Dadurch gelangte unser Orchester in den Ehrenwettbewerb, den es mit Mozarts Jupiter-Sinfonie und Massenets Phädra-Ouvertüre bestritt. Das mit Spannung erwartete Ergebnis der internationalen Jury: Wieder ein erster Preis — mit 303 Punkten.

Unsere Musiker hatten sich eine außerordentlich schwere Aufgabe gestellt. Der junge Dirigent Emil Schmidt-Pauly erklärte, als man ihn fragte, ob man damit nicht ein Liebhaberorchester überfordere: „Wenn man bei einem solchen Wettstreit mitmacht, dann soll man sich auch ein sehr hohes Ziel setzen. Darauf haben wir uns gründlich eingestellt und vorbereitet.“ Die Früchte für Mühen und Ehrgeiz in den Proben und auch beim Auftritt blieben nicht aus.



Für Sie gezeichnet...



„Werksausweise sind dem Pfortner unaufgefordert vorzuzeigen!“
So steht es an allen Toren. Das ist in diesem Fall nicht einfach:
„Ich weiß doch genau, daß ich den Werksausweis eingesteckt habe!“



Betrachtungen eines armen geplagten Vorarbeiters im Duisburger Tierpark: „Ja, ja, mein lieber Jumbo, deine Ruhe und dein dickes Fell möchte ich gerne so manches Mal im Betrieb haben!“



Die Erholung ist restlos hin, wenn man sich am ersten Arbeitstag nach dem Urlaub die „lieben“ Mitarbeiter anhören muß: „Dir glaubt man den verregneten Urlaub gern, bist ja mächtig eingelaufen!“
*
„Mutter, was machst du so ein strenges Gesicht? Paßt es dir nicht, daß ich mich heute morgen so ungewöhnlich wohl und behaglich fühle und deshalb viel lieber einfach zu Hause bleiben möchte?“



In langer Reihe standen Mitarbeiter der Maschinenabteilung II in Mülheim Spalier, als Nikolaus Kosten sich nach 48 Dienstjahren verabschiedete. Lesen Sie hierzu auch unseren Bericht auf Seite 21



Am 25. Juli wurde die neue Empfangshalle des Ruhrorter Bahnhofes ihrer Bestimmung übergeben. Das bis an die Bahnsteige vorschwingende Dach ruht auf acht architektonisch wirkungsvollen Stahlrohrstützen



Beinahe wie Feuerwehrmänner sehen Karl Eggert, Hermann Gronimus und Heinrich Hartmann (v.l.) aus. Sie gehören zur Platzkolonne in Hilden, die mit Hilfe dieser Helme sicher und geschützt arbeitet



In den Grünanlagen am Kreishaus in Dinslaken wurden Pilzleuchten aufgestellt, die bei der Bevölkerung viel Anklang gefunden haben. Diese Lichtmaste wurden in unserem Werk Dinslaken hergestellt

... und fotografiert

Eine idyllische Bachpartie

